Feodor Wehl's

L'HISTOIRE EN JUPON.

Die

Galanten Damen

der

Weltgeschichte.

Von

Feodor Wehl.

Erster Band.

Hamburg,

B. S. Berendsohn.

1848.

I.

Aus dem: „Siècle de Louis XIV. et Louis XV.“

Inhalt.

Einleitung.

Es ist eine sonderbare Absicht, mit welcher der Verfasser der nachstehenden Charakteristiken dieselben zu schreiben unternimmt. Er will nämlich versuchen die galanten Frauen in einem anderen Lichte darzustellen, als man es bisher hat wagen mögen. Die alten Traditionen, die verrotteten Vorurtheile, die trivialen Begriffe von Sitte und Moral sollen bei Seite geschoben und die Wesen, die Naturen jener historischen Damen von einem Standpunkte aus gewürdigt werden, der uns erlaubt, sie nachsichtsvoller und milder zu beurtheilen, als es seither geschehen.

Damit man uns aber nicht mißverstehe, wird es nöthig, ausdrücklich zu bemerken, daß nicht in unserem Plane liegt, die Frivolität zu beschützen und die laxen Tugendmaximen in Ehre zu bringen, die wir zur Zeit, als das Maitressenthum in Blüthe war, auf den Thronen und in den vornehmen Kreisen der civilisirten Länder im Schwange sehen. Im Gegentheile. Es giebt Niemanden,

der strenger und rigoureuser verfahren kann, wo es gilt, die Laster und schlechten Eigenschaften der menschlichen Seele verdammen, als der Autor, der mit dem nachfolgenden Werke vor das Publikum tritt. Nichtsdestoweniger aber scheint es ihm an der Zeit, das Andenken jener geschichtlichen Frauen von dem traditionellen Schmutze zu reinigen, mit dem man es so verschwenderisch beworfen hat. Keine dieser Personen ist rein und unbefleckt, aber auch keine so schlimm, als es Mode geworden, sie abzuschildern. Sie haben ihre Fehler, ihre schwachen Seiten, ihre verwerflichen Eigenheiten, es ist wahr, aber wir treffen bei einigen unter ihnen auch auf Größe der Empfindung, auf rührende Züge, auf schöne und edle Thaten. Ihr Leben ist nicht so nichtsnutzig, als man denkt; nicht so prächtig als man glaubt. Wenn man es mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet und verfolgt, so findet man oft, daß sie von entscheidendem Einflusse auf geschichtliche Ereignisse gewesen und daß hinter dem schwelgerischen Pompe, der sie umgiebt, eine gewisse weinende Melancholie verborgen ist.

Man befindet sich im Irrthum, wenn man glaubt: diese Weiber seien die Maitressen der Könige geworden, weil sie schön und leichtsinnig waren, weil sie weiße Hände hatten und zu küssen verstanden. Um dieser Eigenschaften willen konnte ein König wohl eine Stunde, eine Nacht, einen Monat mit ihnen verbringen, aber um Jahre lang mit ihnen zu verkehren, um sie immer um sich zu haben, um sie zu lieben, dafür bedurfte es mehr. Die süßen

Reize eines schönen Körpers, die kleinen Künste einer Kokette bekommt man bald zum Überdrusse. Es ennuyirt auf die Länge, dies Wühlen im Haare, dies Lauschen des Herzschlages, dies stereotype Lächeln und ewige Kleiderprunken. Man wird müde an diesem Küssen und Kosen, an diesem Tändeln und Hätscheln. Nichts ist leichter befriedigt, als die Sinnlichkeit, selbst die überreizteste und raffinirteste. Der fleischliche Genuß ist bald erschöpft und wird da sehr leicht zum Ekel, wo der Geist ihm keine Abwechselung und verführerische Steigerung gewährt. Der Geist aber ist es hauptsächlich, den wir diesen Maitressen zuerkennen müssen. Ihre Briefe, ihre Aussprüche und Bemerkungen beweisen das deutlich. Sie strotzen von Witz, schlagenden Pointen und treffenden Reflexionen. Welch ein Gedankenreichthum z. B. in den „Lettres de Madame La Marquise de Pompadour!" Welch ein feines Urtheil! Welch eine grazieuse Art seine Meinung zu sagen! Ja, hier und da, welch eine zarte Naivetät, welch eine schöne Wärme des Herzens, welch eine Erhabenheit der Gesinnung! Diese Erhabenheit der Gesinnung aber, wer zeigt sie mehr und rührender, als die La Vallière, diese zarte, duftige Seele, diese veilchenhafte Bescheidenheit, diese taubenähnliche Unschuld! Man wird weich gestimmt, wenn man an sie denkt. Man sieht sie lebhaft vor sich, diese feine, leidende Gestalt, mit den großen, wehmüthigen Augen und den blonden, ein wenig in das Rothe hinüberspielenden Haaren. Sie kniet vor

dem Könige, sie schmiegt sich an seine Füße, sie betet ihn an. Wenn er da ist, lächelt sie; sie scherzt, sie neckt sich mit ihm. Wenn er fort ist, wirft sie sich auf die Erde und jammert, daß sie verworfen und schlecht sei. Es giebt keine reizendere und tristere Erscheinung, als dieses Weib. Ich werde melancholisch, wenn ich an sie denke. Jules Janin in seinem Buche: „Barnave" läßt sie folgendermaaßen schildern: J'ai vu sous les fenêtres du palais de Saint-Cloud la duchesse de La Vallière; elle avait six ans, elle était déjà pensive et rêveuse, un simple chapeau de paille couvrait sa tête, et elle baissa les yeux quand le jeune prince vint à passer." Ihr Portrait haftet in dieser Gestalt lebendig in meiner Vorstellung. Ich träume oft von diesen zarten, blassen Zügen, dieser schmächtigen, leidenden Figur. Die Stirn ist gedankenvoll, der Mund feingeschnitten, das Auge zeigt ein Lächeln, dem man anmerkt, daß es dem Bade der Thränen entstiegen. Es thut einem weh, dieses Lächeln. Man wird traurig davon. Das Gegentheil aber ist bei der Dubarri der Fall.

Die Dubarri ist unter den Maitressen, was Voltaire unter den Dichtern. Sie ist witzig, voller Esprit und übersprudelnder Laune. Ihr Gott ist das Vergnügen, ihre Religion der Humor. Sie opfert die ganze Welt einem Bonmot. Das Lachen ist ihr Philosophie. Was sinnen, denken, träumen! „Der gute Einfall, das ist meine Macht," sagte sie, „damit herrsche ich, damit unterwerfe

ich mir die Menschen." Der gute Einfall, in der That, der war es, der sie reizend, unwiderstehlich machte. Sie fesselte und überragte damit alles. Ihre Freunde hob und ergötzte, ihre Feinde stürzte und überwältigte sie damit. Wer will einem guten Einfalle trotzen! Wie besiegt man ihn? Alle Mittel und Wege sind umsonst. Man bringt ihn nicht unter. Was nützt dem Feldherrn die Armee? Er kann damit nicht gegen den guten Einfall zu Felde ziehen. Was nützt dem Reichen sein Vermögen? Er kann ihn damit nicht vernichten. Was nützt dem Gelehrten die Wissenschaft? Er kann ihn damit nicht hinweg disputiren. Gegen den guten Einfall ist nichts von Wirkung, nichts als die Reinheit der Seele, als das wahre Pathos der Tugend. Wo aber war damals dergleichen zu finden? Wir wollen nicht ungerecht sein. Vielleicht in irgend einem stillen Winkel; in irgend einer Wohnung des Bürgerthums. Das Bürgerthum zeigte noch Tugend zur Zeit Ludwig des Vierzehnten. Im Regne de Louis XIV. heißt es: „Un motiv éloignait Louis XIV. de sa capitale; il craignait d'abord d'exposer le scandale de ses amours aux yeux de la bourgeoisie, la seule classe de la société où la decence des moeurs subsiste ou subsistait encore."

Diese Bemerkung, die eine treffende Wahrheit zeigt und die im Allgemeinen zur Anwendung gebracht, bekundet, daß das Königthum entartet, wenn es anfängt, die Residenz zu fliehen, um sich auf seine Lustschlösser, Solitü-

den und Bellevues zu begeben, diese Bemerkung, sage ich, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Wir halten uns an nichts, als an den König, den Hof, den Adel damaliger Zeit. Jeder weiß und kennt es, wie tief er gesunken und herabgewürdigt war. Wie Beaumarchais durch seine Einfälle der bezeichnendste Schriftsteller seiner Periode wurde, so wurde die Dubarri dadurch die remarkabelste Dame derselben. In ihr hatte das Maitressenthum seine genialste Höhe erreicht und deswegen mußte es mit ihr auch sein Ende finden.

Es ist nicht der bloße Zufall, der die Dubarri unter dem blutigen Beile der Guillotine endigen ließ. Im Gegentheile, es war dies eine historische Nothwendigkeit. Das Maitressenthum, das ein bedeutsames Element in der, die Revolution hervorrufenden Epoche gewesen, mußte nothwendiger Weise in den Sturz derselben hineingerissen werden. Die Geschichte, die die Contraste liebt und am deutlichsten beweist, daß der eine den anderen hervorruft, mußte es zu Wege bringen, daß die lachendste Maitresse das traurigste Ende nahm. Mit dem Königthum mußte das Maitressenthum sinken; mit Ludwig dem Sechzehnten mußte die Dubarri enthauptet werden. Die Eine mit derselben Unschuld, wie der Andere; denn die Dubarri ist bekanntlich eine gutherzige, freundliche und im Ganzen genommen eine sehr unschädliche Person gewesen. Sie war das verkörperte Genie der Frivolität; ja, sie war mehr, sie war wenn man so sagen kann, die verkörperte Poesie der Lüderlichkeit, die Illustration der weiblichen

Sittenverderbtheit. Schlecht war sie, aber nicht bös. Ihre ganze Lasterhaftigkeit bestand darin, daß sie die Tugend verlachte. Sie kam ihr komisch vor. Aber nicht nur ihr, der ganzen Zeit, in der sie lebte. Damals war Alles ridicül: Gott und die ganze Welt, am meisten aber der Ernst. Der Ernst compromittirte, er war eine Blâme.

Die Dubarri begriff und benutzte das. Diese Klugheit ist ihr einziges Verbrechen. Darum konnte, darum durfte sie nicht unter dem Beile des Henkers fallen. Sie fiel darunter weil das Maitressenthum mit dem legitimen Königthume bestraft und gebüßt werden sollte.

Dieses Maitressenthum aber in seinen hervorragendsten Erscheinungen und Persönlichkeiten, so wie in seinen Einflüssen auf die Zeit und Geschichte der französischen Nation darzustellen, das ist der Zweck des nachfolgenden Werkes. Wir wollen ihn in kurzen, pikanten und übersichtlichen Schilderungen zu erreichen suchen; in Schilderungen, die wie wir hoffen und wünschen, bei den Lesern einiges Interesse erwecken und sie ohne Zweifel jene von Larochefoucault ausgesprochene Ansicht als wahr werden erkennen lassen, jene Ansicht nämlich: „on ne méprise pas tous ceux qui ont des vices, mais on méprise tous ceux qui n'ont aucune vertu.“

Louise Françoise de la Baume le Blanc,

Duchesse de la Vallière.

Es giebt Gesichter, die gleichsam schon dadurch für den Schmerz prädestinirt zu sein scheinen, daß es ihnen unmöglich ist die Freude auszudrücken. Es erhält alles einen ernsten, tristen Ausdruck in ihren Zügen, das Lächeln sogar; es kommt stets mit einem leisen Anhauche der Wehmuth, mit einer stillen Erinnerung des Grames. Man muß immer an verlorene Wünsche, gestorbene Hoffnungen und begrabene Träume denken, wenn man es gewahr wird. Die Blicke lassen Thränen, der Athem Seufzer, der ganze Ausdruck Sorgen durchwachte Nächte ahnen. Es macht melancholisch, ein solches Gesicht; man könnte weinen bei seinem Anblick. Das der La Vallière giebt ein Beispiel davon. Man vermag es nicht zu betrachten, ohne gerührt dabei zu werden. Es liegt ein sonderbares Etwas in diesen blassen Mienen; in diesen blaubraunen Augen, deren feuchter Glanz von langen, schwarzen Wimpern beschattet wird; auf dieser gewölbten

pensiven Stirn; auf diesen feinen, frischen Lippen. Dieses sonderbare Etwas ist der verschleierte Gedanke des Unglücks, der uns geheimnißvoll entgegen weht aus der schlanken, zarten Gestalt, aus dem vollen, blonden Haare, das in die röthliche Farbe hinüberspielt; aus den Reizen dieser schönen, langgeschnittenen Hand, des zartgebauten Busens, der edlen Form des Halses und der Arme, aus dem fast unmerklichen Hinken des Fußes. Er gab sich kund im Klang ihrer Stimme, im Schlag ihres Herzens, in der weichen Anmuth ihrer Bewegungen. Es war unmöglich, ihm zu widerstehn. Man wurde davon angezogen, gefesselt, hingerissen. Man fühlte sich fromm gestimmt von ihrem Anblick, bezaubert vom Rauschen ihrer Kleider. Das Mysterium einer schönen Seele zitterte in der Atmosphäre, die sie umgab und verlieh ihrem Wesen die wunderbare Gewalt, der Ludwig der Vierzehnte nicht zu widerstehen vermochte.

Er war damals noch jung dieser König. Das Glück begünstigte ihn noch; er wurde noch angebetet vom Volke. Die Dichter, die Redner, die Geschichtschreiber und Künstler wetteiferten in ihren Produktionen, seinen Namen zu feiern, seinen Ruhm zu vergrößern. Er konnte sich für den Jupiter Europas halten. Er trug den Donner der cultivirten Welt in seiner Hand und Mazarin sagte: „qu'il y a dans cet Regent de quoi faire quatre Rois et un honnête homme!“

Dennoch aber war Ludwig der Vierzehnte nichts, als

ein schwacher Mensch. Der Pomp, der Glanz, das Glück und die Liebe sind verflogen. Die Nachwelt hat das Urtheil gesprochen. Ludwig der Große, der Vielgeliebte, heißt es, verstand nichts, als schön zu tanzen, artig zu fechten und gut auf dem Pferde zu sitzen. Er haßte das Lesen und wußte kaum einen Brief zu schreiben. Von der Welt liebte er nichts, als sich und sein Vergnügen. Das Plaisir war sein Gott, sein Cultus, sein Lebensprincip. Nur daran dachte, nur davon träumte er. Was galt ihm das Glück seiner Unterthanen, der Wohlstand seines Landes? Das kümmerte ihn nicht; dafür sprechen die Dragonnaden, der Widerruf des Edikts von Nantes, der Einbruch in Flandern, in die Franche-Comté, der Krieg mit Holland und mit der englischen Nation. Das that und begann er Alles, ohne zu überlegen, ohne zu berathen, nur weil es ihn amüsirte, oder weil es einem Minister gefallen oder einer Maitresse beliebte. Von ihnen und seinen Launen hing er ab. Er ließ sich beherrschen von Capricen, von Einfällen, von galanten Grillen. Vom Ernste kannte er nur den Pomp, von der Würde nur den gefälligen Anstand.

„Inmitten aller gemachten und zusammengeliehenen Größe," heißt es in „Les crimes des reines de France" „zeigte er doch niemals jenen Muth und jene Erhabenheit der Seele, die seine Schmeichler ihm im verschwenderischesten Grade zugesprochen haben. Er glich jenen indischen Götzen in ihren prächtigen Pagoden, die von

Säulen, Gold und Teppichen glänzen und darunter nichts als eine Art Carrikatur verbergen, von denen der unterrichtete Mensch die Augen mit Widerwillen wendet und vor denen nur die Thoren in die Knie fallen."

Zu diesen Thoren gehören besonders die französischen Poeten, welche die Traditionen über Ludwig den Vierzehnten mit großer Begeisterung und Liebe in ihre Träume und Illusionen aufzunehmen pflegten. Sie halten Louis quatorze für den größesten König, weil er der prächtigste und seine Zeit für die glücklichste, weil sie die lustigste war. Diese Bälle, dieser Pomp, diese großen Feuerwerke und theatralischen Aufführungen. Diese Helden Condé, Türenne; diese Dichter Corneille, Racine, Molière! Welch ein Glanz des Reiches, welch ein Ruhm der Nation! rufen sie aus. Wahrlich, das Alles schuf und erzeugte die Sonne von Frankreich, Louis quatorze!

Auch Jules Janin in der Vorrede zu seinem Buche: „Barnave" sagt: „Voici Louis XIV., entouré de toutes les pompes de son règne: à sa voix Versailles s'élève, le commerce renait, les arts fleurissent; à tout ce qu'il touche le Roi imprime un caractère de grandeur, ses faiblesses même sont ennoblies par je ne sait quel éclat de bon goût."

Dieser éclat de bon goût aber, was verbirgt, was verhüllt er nicht Alles! Welche Laster, welche Verbrechen verstecken sich in den Falten dieser Glanz umstrahlten Epoche! Wahrlich, es war so weit gekommen, daß die

Tugend zur Lächerlichkeit und die gröbsten menschlichen Schwächen zur Mode wurden. Man zuckte die Achseln über den ehrlichen Mann und hieß die gute That eine bêtise. Als klug, als gescheut, als ein Mensch von Welt galt nur Der, der die meisten schlechten Streiche mit der dreistesten Stirn und mit einer gewissen lächelnden Grazie that.

Denke man sich nun mitten in diese Zeit, diesen Hof, diese Umgebung das stille, süße Wesen der La Vallière hinein. Welch ein Abstand! Welch ein Contrast! Sie erschien wie die lebendige Idylle, das wandelnde Mährchen aus „Tausend und eine Nacht“ unter den frivolen Tagesgeschichten, unter der chronique scandaleuse. Ihr Athem war Duft, ihr Blick Mondschein, ihre Stimme Nachtigall. Sie mußte hervorstechen, auffallen und die Augen auf sich lenken. Es geschah. Ludwig der Vierzehnte bemerkte sie. Er war damals, wie schon gesagt, noch jung. Sein Geist hatte noch süße Illusionen, noch schöne Regungen. Er träumte manchmal von der Macht der Liebe, vom Fluge einer erhabenen Seele, vom Schlage eines glücklichen Herzens. Ach, die Kammerfrau der Königin, Anna von Oesterreich, la Dame de Beauvais, die er zuerst geliebt, hatte ihm nur welke, sinnliche Reize geboten. Die junge leichtsinnige Mademoiselle de Lamotte-Argencourt, die ihr folgte, konnte ihn auch nicht befriedigen. Sie wußte nur zu scherzen, zu tändeln, zu küssen. Mehr schon vermochte ihn anzuregen Olympe Mancini, die

Nichte des Cardinal Mazarin. Sie war schön und kokett. Sie besaß Stolz und Ehrgeiz. Sie wollte Königin von Frankreich werden. Als sie aber von ihrem Oheim hörte, daß das eine Unmöglichkeit sei, wurde sie Gräfin von Soissons und Mutter des Prinzen Eugen.

Louis der Vierzehnte ward krank aus Gram über die Untreue seiner Olympia. Man fürchtete seinen Tod, aber die Gräfin blieb standhaft. Sie kam nicht an sein Bett, sie weinte nicht, sie rang nicht die Hände. Sie schickte und ließ sich nach seinem Befinden erkundigen. „Welch ein grausames Herz,“ sagte der junge König, „sie hat mich nie geliebt, ich will sie vergessen und mir eine andere Geliebte suchen.“

Diese andere Geliebte wurde die Schwester Olympia's, Maria Mancini. Sie war voller Angst um das Leben des Königs gewesen. Sie hatte gezittert, gebetet, sie hatte Thränen vergossen. Das rührte Ludwig. Es ist so schön zu wissen, daß Jemand tiefen, innigen Antheil an uns nimmt; daß er bebt, wenn er uns in Kummer denkt; erröthet, wenn er unseren Namen hört. Ach, so etwas schmeichelt immer, einem Könige selbst, selbst Louis quatorze!

Er neigte sich Maria Mancini zu, obwohl sie nicht schön war. Sie hatte kleine Augen, einen großen Mund, einen gelben Teint. Auch ihr Bau erschien nicht vortheilhaft. Sie war sehr mager und ohne weiche Formen. Nichtsdestoweniger gefiel sie dem Könige. Sie hatte viel

Wahrheit und Anmuth in ihrem Wesen. Ihr Geist besaß jene Stärke und überwältigende Macht, die bei den Maitressen der Könige über Alles gefährlich werden kann, wenn eine wirkliche Liebe sie nicht bändigt und die Grazien sie nicht im Zaume halten.

Bei Maria Mancini geschah dies und man ließ deswegen das Verhältniß zuerst ohne Störung und Hemmniß. Einmal wollte man den kaum genesenen König nicht wieder in Aufregung bringen und dann, man fürchtete seine neue Leidenschaft nicht. Die Königin Mutter glaubte darüber ruhig sein zu können. Sie meinte, Maria Mancini sei nicht schön genug, um ihren Sohn auf die Länge zu fesseln. Der Häßlichkeit wird man überdrüssig, dachte sie und Mazarin . . . Mazarin dachte das auch. Vor der Hand herrschte und regierte er, das war ihm genug. Er ließ dem Könige gern sein Vergnügen. Es war unschuldig genug. Die beiden Liebenden lasen Gedichte, Romane und Dramen. Maria lehrte Louis die italienische Sprache, sie lehrte ihn lesen, denken, empfinden im Geist und in der Gluth dieses Idioms des Südens.

Nach und nach schien dies aber doch gefährlich zu werden; man trennte das Paar, man untersagte ihm, sich zu sehen und zu sprechen. Die Königin Mutter fand, daß auch die Häßlichkeit reizend und verführerisch werden könne. Maria muß verheirathet werden, äußerte sie zu Mazarin und Mazarin gab ihr Recht. Er sah sich nach einem Manne für seine Nichte um. Maria gewahrte das. Sie

schrieb an Ludwig: „Que n'usez-vous de votre pouvoir? Vous obéissez à un Prêtre, vous, qui pouvez faire trembler l'Europe! Un coup d'autorité vous couvrirait de gloire; c'est l'amour qui m'a faite votre sujette, mais vous n'êtes pas digne de moi, si vous aimez à servir. Je vous aime comme mes yeux: j'aime encore plus votre gloire. En Italie du moins je ne verrai pas mon amant gouverné en tout, en tout conterdit."

Und Louis quatorze, was that Louis quatorze? Er ging zu seiner Mutter, bat, flehte und umfaßte ihre Knie. Umsonst, Maria wurde entfernt. Als sie sich aus seinen Armen riß, sagte sie jene denkwürdigen Worte, die Racine so glücklich in seiner „Berenice" angebracht hat und welche lauten: „Sire, vous êtes Roi, vous pleurez et je pars!"

Sie reiste wirklich und Ludwig weinte in der That. Er weinte einige Tage, dann beschäftigten ihn die Gedanken an seine Heirath. Man hatte beschlossen, ihn mit der spanischen Prinzessin Marie Therese von Österreich zu vermählen. Dabei gab es Putz, Fêten, Aufzüge; das lockte den König. Auch war die Infantin von außerordentlicher Schönheit. Ihr Gesicht erschien edel, ihre Augen schön, ihr Teint weiß und ihr Wuchs von üppiger Fülle. Für den Augenblick war das hinreichend, um den König zu fesseln, aber auch nur für den Augenblick. Um es auf die Länge zu thun, fehlte es ihr an Geist

und Leidenschaft. Ihre angeborene Herzensgüte wurde Ludwig bald ennuyant, ihre Bigotterie ihm lästig. Er sehnte sich nach Emotionen, nach verstohlenen Rendez-vous. Ein Verhältniß mit Henrietten von England, der Gemahlin seines Bruders, erregte zu viel Aufsehen und Ärgerniß in seiner Familie. Diesen auszuweichen sah er sich nach einer andern Schönheit um, die sein Herz zu fesseln im Stande wäre.

Aber wo fand er eine? Keine sagte ihm zu. Die Frauen am Hofe waren ihm zu frivol und schlecht. Das reizte ihn nicht. Er wollte auf seine Seele, auf sein Gemüth wirken lassen. Wer aber konnte das mehr, als die La Vallière? Sie liebte Ludwig, sie betete ihn an. Sie seufzte oft: Ach, daß er kein König wäre! Daß ich in seine Arme stürzen dürfte! Stundenlang saß sie und träumte von ihm. Sie sah sein Auge, sie hörte seine Stimme. Sein Thun und Lassen, sein ganzes Wesen war ihr bekannt. Sie wußte: wie er ging, wie er zu Pferde saß, wie er eine Rose brach. Sie hatte ihn oft gesehen, viel belauscht. Es blieb ihr die Zeit dazu. Sie wurde wenig beachtet. Sie war ein armes Ehrenfräulein bei Hofe, das keine Anbeter, keine Verehrer hatte. Man sagte ihr wenig Schmeicheleien, wenig galante Worte. Sie wurde roth, wenn man sie ansah. C'est bête, zischelte man und wandte ihr den Rücken. Man sprach nicht von ihr, man wußte von ihr keine galanten Abenteuer, keine zärtlichen Stelldicheine zu erzählen. Darum kannte

sie auch der König nicht. Er erinnerte sich kaum, sie gesehen zu haben. So unbedeutend war sie.

Wie aber kam sie zur Bedeutung? Es klingt wie ein Mährchen, wie eine sentimentale, deutsche Novelle. Der Mondenschein spielt eine Rolle darin. Man könnte anfangen wie die tristen Sagen des Nordens: es war einmal ein König und eine Königin.

Die Königin war nicht glücklich. Sie erschien bei Hofe, sie tanzte, sie dichtete, sie machte Jagden und Promenaden mit. In der Stille weinte sie. Den König langweilte das. Er machte sich los von ihr, wo er konnte.

Eines Abends verließ er sie. Sie hatte geklagt, seine Mutter gescholten, sein Bruder vermittelt. Es machte ihn mürrisch. Er wollte Zerstreuung haben, aber welche? Das Vergnügen war erschöpft. Theater, Bälle, Maskeraden, Konzerte, Jagden und Feuerwerke, alles hatte man versucht. Was jetzt unternehmen? Ei nun! Es war eine schöne Nacht. Die Sterne schienen und die Nachtigall schlug. Man konnte es einmal mit dem Schwärmen versuchen, mit der Melancholie. Die Reichen, die Vornehmen empfinden sie immer, wenn sie sich aus ihrem Luxus heraus, einmal in die stille Natur hineinbegeben. Das Rauschen der Bäume, das Ziehen der Wolken, das Plätschern der Wellen stimmt sie weich. Sie denken mit Wehmuth an eine welkende Blume, an einen sterbenden Schmetterling.

Auch Ludwig mochte es so ergehen. Er versank in

Träumereien, aus denen ihn jedoch sehr bald das Rauschen schleppender Kleider weckte. Er sah auf und bemerkte drei Damen, die sich in ein Bosquet verloren.

Da giebt es ein Abenteuer, sagte er zu seinen Begleitern. Laßt uns die Schönen beim Rendez-vous überraschen. Gesagt, gethan. Man schlich sich näher, man lauschte hinter den Bäumen. Aber was hörte man da? Keine Küsse, keine Liebesschwüre, keine Seufzer. Es waren drei junge Ehrenfräulein. Sie sprachen vom letzten Ballet bei Hofe: welcher Edelmann ihnen am besten gefallen, welcher Tänzer am schönsten getanzt. Man nannte den Marquis d'Alincour, den Herrn von Armagnac, den Grafen Guiche, kurz, alle Herren am Hofe, nur den König nicht. Niemand lobte seinen Gang, seine Schönheit, sein Herz. Ludwig verdroß das, er ärgerte sich. Plötzlich aber hörte er eine von den Damen, die bis jetzt geschwiegen hatte, sagen: „Ach, ist es möglich, solche Menschen gewahr zu werden, wenn sie um den König sind!"

„Ei seht doch," riefen die Andern, „muß man denn König sein, um Dir zu gefallen!" —

„Nein," erwiderte die Verspottete, „die Krone erhöht seine Schönheit nicht, sie vermindert nur ihre Gefährlichkeit. Er würde für ein empfindendes Herz zu hinreißend sein, wenn er nicht König wäre!"

Diese Worte brachten auf Ludwig einen großen Eindruck hervor. Er fühlte nur zu sehr den Reiz, um seiner selbst willen geliebt zu sein. Seine Gestalt erhob sich,

seine Augen glänzten. Er fühlte sich glücklich und gerührt. Er hätte zu den Füßen dieses Mädchens stürzen mögen, dieses Mädchens, das er nicht kannte, deren Stimme er sich nicht erinnerte, deren Namen er nicht wußte.

Wer war sie? Wie nannte sie sich? Woran sollte er sie erkennen? Ei nun, er verließ sich auf seinen Instinkt, auf sein errathendes Herz. Sie mußte zum Hofstaate gehören, zu den Damen des Pallastes, wohin er sie zurückkehren sah. Natürlich folgte er. Es drängte ihn Entscheidung zu haben und da er wußte, daß die Königin Zirkel hatte, begab er sich in dessen Mitte. Wer war glücklicher, als Marie Therese? Er kommt sich mit mir zu versöhnen, dachte sie; er wird mich lieben. Er sucht meinen Blick, meine Nähe. Arme Majestät! Du irrst! Der König kam nicht, um dich und deine Verzeihung zu suchen, er kam um seine Schöne aus dem Bosquet zu finden.

Da saßen die Fräulein, die Ehrendamen, die stolzen Comtessen und Düchessen, die Prinzessinnen und Königinnen, da mußte auch seine Geliebte sitzen. Aber wo? Er musterte mit den Augen, er schweifte damit durch die Säle. Überall Glanz und Pracht, überall strahlende Blicke und süßes Lächeln, aber nirgends sie, die Schwärmerin, die glühende, begeisterte Seele. Aber doch, er sieht, er erkennt sie. Die weiche, zarte Gestalt, das feine, süße Gesicht, mit dem melancholischen Ausdrucke, ja, das ist sie. Sie wird

roth, sie sieht zur Erde, als er sie anstarrt. Das ist sie, ja, das ist sie; er hat sie gefunden. Louise Françoise de la Baume le Blanc ist die Dame, die er sucht und die er liebt, noch ohne sie recht zu kennen.

Aber um sie kennen zu lernen, was bedarf es viel? Er tritt an sie heran, er redet sie an. Wie verlegen sie auch ist, wie ihre Stimme auch zittert; er kennt sie an der Haltung ihres Körpers, am Klange ihrer Worte. Wie schön sie war! Wie reizend sie schien! Es kam ihm vor, als erblickte er das erste Mal ein Weib. Wo hattest du deine Augen? sagte er zu sich selbst, wie konntest du sie übersehen? Sie ist bezaubernd!

Bezaubernd, sagte er, und er kannte sie noch nicht. Er wußte noch nichts von ihrer reinen Seele, von ihrem schönen Charakter. Die Tiefe ihres Gefühls, die Höhe ihrer Empfindung waren ihm noch fremd. Er kannte noch nicht das Herz, das nur eine Leidenschaft in sich schloß, die Liebe. Alle andern waren ihm fremd und es erinnerte sich ihrer nur vom Hörensagen, nur wie aus Fabelbüchern.

Welch ein Glück, von solch einem Wesen geliebt zu sein? Louis genoß es auf Kosten eines Andern. Dieser Andere war ein braver, junger Offizier der französischen Garde, der das arme Fräulein de la Baume seit mehreren Jahren abgöttisch verehrte. Als ihre Mutter sich zum dritten Male vermählte und sie darum aller Aussicht auf ein selbstständiges Vermögen beraubt, sich entschließen

mußte, einen Dienst bei Hofe anzunehmen, hatte ihr dieser glühende Anbeter seine Hand angetragen. Sie schlug sie aber aus, weil sie sagte: sie könne ihn seiner guten Eigenschaften wegen wohl schätzen, doch nicht lieben. Lieben, das kommt vielleicht noch, sagte der junge Lieutenant zu sich selbst. Werde ein Held, werde berühmt! Mit diesem Vorsatz ging er zur Armee zurück. Das Glück wird dir nicht fehlen, dachte er, du bist jung, du hast Muth, du kannst den Lorbeer erringen. Der Gedanke an sie wird dich tapfer machen, ihr Name wird dir zum Siege helfen.

Armer Träumer, hättest du geahnt, was im Parke zu Vincennes geschah, du würdest dich so thörigten Hoffnungen nicht hingegeben haben. Der ganze Hof war dort auf der Promenade, als es plötzlich heftig an zu regnen fing. Alles suchte nach Schutz. Man flüchtete unter die Bäume, in die Bosquets, zwischen die nackten Götterstatuen, unter die chinesischen Sonnendächer. Unsere süße Louise de la Baume blieb zuletzt, weil sie hinkte. Der König, dem diese Gelegenheit erwünscht kam, bot ihr den Arm.

Es giebt ein niedliches, rührendes Genrebild, diese beiden Liebenden dahin wandeln zu sehen. Der König war sonderbar bewegt durch die Gewißheit geliebt zu sein. Er fand die rechten Ausdrücke, die richtigen Worte nicht. Mit dem Wege ging es ihm nicht besser. Er hatte versprochen, den nächsten zu wählen und doch verfolgte er

ihn über eine Stunde, den Hut in der Hand, Wind und Regen im Gesicht.

Natürlich blieb dieses Ereigniß nicht ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Die Damen des Hofes machten ihre Moquerien. Sie kannten ja die Leidenschaft der de la Baume für den König. Aber, Dem ist sie nicht gefährlich, sagte Maria Therese, sie hat einen zu großen Mund, sie hinkt! Ja, und ihre Anbetung Ludwigs, fügte die königliche Mutter hinzu, ist nichts als die Naivetät eines Herzens, das durch das Lesen spanischer Romane verdorben worden ist. Die Herren und Damen lachten, der Graf Guiche aber sagte, als die La Vallière erschien: „Ah! vous voilà donc, la belle aux „yeux mourans!"

Diese Schöne aber der „sterbenden Augen" war von nun die Angebetete des Königs. Er ließ ihr die glühendsten und rührendsten Briefe zustellen, die sie erst gar nicht, später aber, als sie immer dringender und flehender wurden, mit vielem Geiste und großer Feinheit beantwortete. Louis quatorze reizte das sehr. Er entschloß sich ihr einen öffentlichen Beweis seiner Zuneigung zu geben, die Gelegenheit fand sich bald.

Es war an einem Abend große Lotterie in den Sälen der Königin Mutter. Der König gewann dabei ein Armband von hohem Werthe, das die Bewunderung des ganzen Hofes auf sich zog. Wem wird er es geben? fragte man allgemein. Die Königin erwartete es, die Schwägerin wünschte es. Ludwig aber gab es Louise de la

Baume, die versteckt in einer Ecke stand. „Es ist zu kostbar!“ sagte sie, indem sie die Augen senkte und es abweisen wollte. „Nicht doch,“ erwiderte der König, „es befindet sich in zu schönen Händen, als daß es in die meinigen zurückkehren dürfte!“ Die Beschenkte erröthete. Henriette von England wurde blaß, der Königin standen die Thränen in den Augen. Die Wahl des Königs war erklärt; der Sieg der Louise de la Baume entschieden.

War Ludwig so weit gegangen, so konnte er auch weiter gehen. Vor allem lag ihm daran, seine Geliebte allein zu sprechen. Aber wie sollte er zu ihr kommen? Ihre Zimmer lagen entfernt; er mußte Corridore passiren, die immer belebt und von Dienern, Zofen und Hofleuten aller Art belagert waren. Diese durfte er nicht durchschreiten. Doch, wo gab es einen andern Weg, auf dem er zu ihr gelangen konnte? Ei nun, auf dem Dache. Durch enge Thüren, schmale Fenster und über kleine Treppen hinweg konnte er darüber hin zu ihrem Boudoire kommen. Er scheute keine Hindernisse, er machte sich auf.

Louis quatorze, le grand, le bien aimé, auf den Plombs der Dächer des königlichen Pallastes. Wahrlich, das ist ein hübsches Bild. Hier kann man ihn lieb gewinnen. Hier, wo er nur hoch, aber nicht groß dasteht, hier fühlt man sich für ihn eingenommen. Hier ist es der Liebende, der uns interessirt und dessen Wagniß wir

mit klopfendem Herzen begleiten. Den Herrscher verachten, den Feldherrn belächeln, aber den glühenden Liebhaber mögen wir gern in ihm. So gern, wie die träumende Louise, die in ihrem Zimmer saß, leicht gekleidet, in einen Fauteuil geworfen. Sie dachte an ihn; sie malte sich ihn aus in allen Lagen des Lebens. Er war so schön! Der Purpur stand ihm wohl; die Krone zierte ihn. Ja, wer eine Prinzessin von Spanien wäre!

Warum du schwärmendes Kind? Die Prinzessin von Spanien wurde sein Weib, du aber seine Geliebte. Sieh auf, da tritt er zur Thüre herein. Seine Wangen glühen, sein Auge glänzt; der Athem versagt seiner stürmischen Brust. „Louise" rief er, indem er sich ihr zu Füßen warf, „Louise!"

In diesem Namen lag Alles, sein Herz, seine glühendste Erklärung. Sie erbebte davon, sie zitterte, die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Sie bat, sie flehte, daß er sie verlasse. Und er gehorchte! Er war nichts, als ein Liebender. Er dachte nicht an Thron und Scepter, nicht an die Macht seines Wortes, an die Gewalt seines Namens; er dachte an nichts, als den Willen seiner Geliebten zu erfüllen. In dieser Erfüllung ist er größer, als in allen Schlachten, allen Siegen, allen Cabinetsverhandlungen. Wir wissen es, diese Größe ist nicht welterschütternd, nicht epochemachend, aber sie ist wahr und rührend, sie entzückt uns.

Auch Louise de la Baume ward davon hingerissen.

Sie sah, daß er sie wirklich liebte. Als er wieder kam und sie an das belauschte Gespräch im Bosquet erinnerte, als er ihr sagte, daß diese Nacht, dieser Sternenschein, dieses Geständniß ihm ewig unvergeßlich sein würden, da hielt sie sich nicht mehr, da sank sie zu ihm nieder, küßte seine Hände, seine Kleider, den Schlag seines Herzens.

Sie war so glücklich Und Ludwig auch. Ihre Einfachheit, ihre Unschuld, ihre süße Bescheidenheit bezauberten ihn. Er konnte sich nicht satt hören an ihren Worten, nicht satt sehen an ihren Mienen. Er kam alle Nächte; alle Nächte unternahm er seine Gänge über das Dach.

Endlich wurden sie entdeckt. Der ganze Hof sprach und schwätzte davon. Man zischelte sich in die Ohren, wenn Louise de la Baume erschien, man machte sie zum Mittelpunkt aller Galanterien, man hieß sie die erklärte Maitresse des Königs.

Die erklärte Maitresse des Königs! Daran hatte Louise nicht gedacht. Sie hatte ja an nichts als an ihn gedacht! Jetzt fiel ihr die Welt, ihre Stellung und ihr Ruf darin ein. Sie fühlte, daß sie ihrer Ehre oder ihrem Geliebten entsagen mußte. Nach langem Kampfe entschied sie sich für das Letztere. Sie entschloß sich zu fliehen. Aber wohin? Sie hatte keine Güter, auf die sie sich zurückziehen, keinen Schutz in den sie sich begeben, keine Hülfsquellen, die sie erschöpfen konnte. Sie war ein armes, unglückliches Fräulein. Was blieb ihr übrig als das

Kloster? Dort wollte sie beten, weinen und sterben. Sie floh nach Chaillot.

Als Ludwig der Vierzehnte das erfuhr, entließ er in Eile die spanische Gesandtschaft, die grade bei ihm war, warf sich selbst auf's Pferd und jagte, von einem einzigen Pagen begleitet, dem Kloster zu. Dort angekommen, verlangt er seine Geliebte zu sprechen. Als ihm dies verweigert wird, droht er und erzwingt sich den Zutritt. Als er sie sieht, betend und in Thränen aufgelöst, stürzt er zu ihr hin. Er sagt ihr, daß ihr Entschluß ihn unglücklich mache, daß er nicht leben könne ohne sie und daß sie ihm folgen müsse.

Sie that es. Wer hätte es nicht gethan? Wer verhärtet sich gegen das Herz, gegen die Regung der Sinne, gegen den Schwur eines Königs? Ach, es ist so süß an eine ewige Neigung, an eine unvergängliche Liebe zu glauben. Auch Louise de la Baume glaubte daran. Sie folgte Ludwig dem Vierzehnten an den Hof zurück, an welchem er sie triumphirend wieder einführte.

„Vous n'êtes guere maître de vous-même," sagte die Königin Mutter und ihr Sohn gab ihr zur Antwort: „Si je ne le suis de moi, je le serai de ceux qui m'outragent!"

Da aber Henriette von Frankreich darüber erbittert war, daß ihr eine „kleine, häßliche, hinkende Kreatur," das Herz des Königs entzogen hatte, so kehrte Louise de la Baume in ihr Gefolge nicht zurück. Der Monarch

ließ ihr Zimmer auf dem Flügel des Pallastes anweisen, den die Königin bewohnte und durch welche hindurch die Prinzessin schreiten mußte, wenn sie zur Messe ging.

In diesen Zimmern sah er sie oft. In diesen Zimmern wurde sie ganz die Seine.

Wer möchte sie deswegen verdammen? Wer sie verachten? Sie steht rein und edel da. Ihre Tugend ist ohne Flecken. Die La Vallière ist das Käthchen von Versailles, das Clärchen Louis quatorze's. Sie hat in der Sylvesternacht von einem schönen, blanken Ritter geträumt. Dieser Ritter war der König von Frankreich und sie liebte ihn. Sie hatte damit so viel zu thun, daß sie zu etwas Anderem gar nicht kommen konnte. Nicht zu Bevorwortung von Gesuchen, zu Einmischungen auf die Politik, zu Bitten um Geld und Güter. Sie konnte zu gar nichts kommen, als zu Kindern, deren sie dem Könige zwei gebar; nicht einmal zur Trauer über den unglücklichen Offizier.

Der unglückliche Offizier kam zurück aus dem Kriege. Er war noch kein berühmter Held, aber doch schon ein tüchtiger Capitain geworden. Eine große Narbe stand ihm gut. Sie wird mir jetzt schon besser sein, sagte er. Armer Freund, sie wußte nichts mehr von dir. Sie war die Maitresse des Königs geworden. „Tout est perdu pour moi!“ rief er aus und stürzte sich in seinem Degen, als er das hörte.

Die La Vallière vernahm kaum etwas davon. Viel-

leicht erzählte ihr eine Zofe von einem jungen Manne, der sich das Leben nahm, weil ihm seine Geliebte untreu geworden. Man hat ihn draußen auf dem Felde begraben, sagte sie vielleicht, ein schartiger Degen lag auf seinem Sarge und die schweren Thränen einer alten Mutter. Vielleicht, daß Louise de la Baume sich erinnerte, daß ihr eine Ahnung kam. Vielleicht, daß sie fragte, wie er geheißen hat und daß man ihr zur Antwort gab, man weiß es nicht. Man weiß es wirklich nicht. Sein Name ist verschollen, man kennt nichts von ihm, als sein Unglück, das Unglück, nicht geliebt worden zu sein! Wie ein bleicher, blasser Schatten zieht es durch die Geschichte, wie ein ewiger, stiller Seufzer. Man hört ihn oft. Auch Shakespeare, Molière, auch Ullrich von Hutten und Seume wurden nicht geliebt. Wurde es die La Vallière? Man sagt es. Man schreibt: Ludwig der Vierzehnte hätte nur einmal wahrhaft geliebt und zwar die Françoise le Blanc. Sein Benehmen spricht dafür. Zumeist bei ihrer ersten Niederkunft. Er stand an ihrem Bett, er zitterte für sie. Als man das Kind, das ein Mädchen war, in seine Arme legte, rief er aus: „Prennez tout ce que j'ai; mais laissez-la moi."

Daß die La Vallière diese Liebe verdiente, ist außer allem Zweifel, eben so wie, daß sie nicht glücklich dadurch wurde. Elle sentit toujours, wie es in „Mémoires de Madame de Maintenon" heißt, „combien il est humiliant pour une femme d'être aussi dans les bras

du plus grand Roi du monde!" — „Elle oublia souvent son devoir;" wird darin weiter von ihr gesagt, „mais elle aima toujours la vertu. Il n'y a que la première faiblesse qui coute à la plupart des femmes: les suivantes étaient pour elle la première chute. Loin de se faire au crime, son coeur semblait devenir tous les jours plus pur. L'amour, en le brûlant, consumait ce goût de sensations qui prouvent bien plus le vuide de l'ame, qu'elles ne le remplissent. La pudeur la suivait jusque dans ces momens d'ivresse, où l'on n'est qu'à la volupté. Tous les jours plus tendre, tous les jours plus vertueuse, tous les jours plus digne de l'homme qui la possédait et du Dieu qui l'avait créée pour lui."

Was das Ende dieses Lobes betrifft, so gebe ich ihm in Hinsicht auf Gott, aber nicht auf Louis quatorze Recht. Dessen brauchte sie nicht würdig zu werden, denn sie war es von Anfang an mehr, als er es ihr jemals geworden. Ihm war die Liebe zu ihr doch nur eine Zerstreuung, ein Amüsement. Ihr war sie mehr, ihr war sie ein Glück unter Schmerzen, eine Freude unter Thränen. Wie eine Heldin hat sie geliebt. Wenn er zu ihr kam, kos'te und lächelte sie. Sie erzählte ihm tausend süße, heitere Dinge, sie spielte mit seinen Händen, sie tändelte mit seinem Busenstreif. Wenn er fort war, sank sie auf ihre Knie, weinte und klagte sich an, vor Gott, vor den

Menschen, vor ihrem eigenen Gewissen. Sie theilte die Vorurtheile der Welt, sie sagte: ich bin verworfen.

Deswegen war sie auch überaus demüthig und überhob sich nicht. Sie wollte Niemanden kränken, Niemandem weh thun. Es schien ihr, als müßte sie alle Welt um Verzeihung bitten, daß der König sie liebe. Um die Königin ja nicht zu betrüben, verbarg sie ihre Schwangerschaft. Sie erschien noch in den letzten Tagen derselben bei Hofe und war nicht eher zu bewegen das Bett zu hüten, als bis ihre Niederkunft heran kam. Diese hielt sie mit großer Standhaftigkeit unter den größesten Schmerzen in ihren gewöhnlichen Zimmern ab, obwohl der König alles anwendete, um sie zu bewegen, bei dieser Gelegenheit, andere und weniger von Personen des Hofes besuchte einzunehmen. Da dies aber Aufmerksamkeit erregt haben würde, so schlug sie dies Anerbieten aus und ließ sich nur bei der Königin, die, wie schon gesagt, ihre Wohnung passiren mußte, wenn sie in die Messe ging, als krank anmelden. Die Königin, die so gut wie ihre Damen, den Beweggrund dieses Unwohlseins ahnte, wollte die La Vallière auf eine Probe setzen. Sie that peaux d'Espagne in ihre Kleider, ein Geruch, der schwangeren Frauen sehr übel bekommt, den aber Françoise le Blanc mit einer heroischen Ruhe ertrug. Sie ertrug noch mehr. Um ja jeden Argwohn ihres Zustandes abzuwenden, ließ sie Tuberosen, Orangenblüthen und andere Blumen, die Frauen im Kinderbett gefährlich zu sein pflegen, in ihr

Zimmer bringen. Am nächsten Morgen aber schon erhob sie sich, kleidete sich an und begleitete die Königin in die Messe.

Durch dieses muthige und tapfere Benehmen hatte sie wirklich erreicht, daß man ihre Niederkunft bezweifelte. Da sich aber bald darauf neue Kabale und Intriguen gegen die Geliebte des Königs anspannen, so schenkte ihr Dieser, um sie denselben zu entreißen, das prächtig ausgestattete Hôtel Biron, in welchem sie von nun an ihren Aufenthalt nahm.

In dem schönen Glanze und verschwenderischen Luxus dieses Hauses verlebte sie die zweite, kurze Hälfte ihres tristen Glückes. Oft hat sie darin gesessen und geklagt, daß sie mehr Liebe empfinge, als sie zu geben im Stande sei. Oft hat sie die Vorzüge, die ihr der König der Königin gegenüber angedeihen ließ, mit schmerzlicheren Empfindungen hingenommen, als mit welchen Marie Therese sie entbehren gemußt. Oft hat sie ihn mit Thränen gefleht die Königin zu lieben. Als aber der König sich wirklich einmal mit seiner Gemahlin versöhnte und sie nicht zu dem Maskenballe abholen kam, der eigentlich ihr zu Ehren gegeben wurde, da verbrachte sie die Nacht in Seufzern, Händeringen und Schluchzen. Da lag der Putz: die seidenen Kleider, der goldene Schmuck, die Brüsseler Spitzen, die Fächer, die Broschen und Ohrgehänge, da lag es. Was sollte es ihr? Es hatte nur Werth, wenn sie es für ihn trug, wenn er es bewunderte.

Er aber hatte ihr sagen lassen: er begleite die Königin; sie möchte ihn nicht erwarten.

Nicht erwarten! Ach, was lag für Schmerz, für Jammer, für Herzleid für sie in diesen Worten! Sie glaubte ihn sich für ewig verloren. Sie sagte sich: es mußte so kommen. Mein Glück war zu groß. Ich soll es nun büßen. Er wird mich vergessen. Er denkt vielleicht schon jetzt nicht mehr an mich. Ach, ich sehe die Kerzen schimmern, die Säle glänzen, die Masken tanzen. Er ist um sie. Er spricht, er tändelt, er scherzt mit ihr. Er küßt ihr die Hand, er schwört ihr Treue. Mich giebt er auf!

Das geschah indeß noch nicht. Die Königin war der La Vallière nicht gefährlich. „Elle avait," wie es in den Memoiren der Maintenon heißt, ce défaut, le plus incommode dans une femme et le plus inconcevable dans une Reine: elle craignait toujours d'être méprisée." Auch langweilte es den König, sie ihre Zeit in Gebet und Spiel theilen zu sehen. Wenn er sie wirklich hätte lieben sollen, so würde er diese Beschäftigungen haben theilen müssen, was durchaus nicht in seinem Willen lag. Er kehrte daher zur La Vallière zurück, die sich mehr und mehr isolirte und fast gar keinen Umgang hatte. Sie wurde auch wenig gesucht. Sie nahm keine Bittschriften an, sie mischte sich in keine Intriguen, sie ergriff nirgends Partei. Sie liebte nur. Sie beschäftigte sich mit nichts, als mit ihm und dem Wunsche

ihm zu gefallen. Was sonst in der Welt vorging, kümmerte sie nicht, nicht einmal das, was sich auf ihre eigene Person bezog. Sie bemerkte nicht, daß man sie belächelte, daß man die Achseln über sie zuckte, daß man sagte: sie sei dumm. Wenn irgend ein witziges und boshaftes Vaudeville, das über sie gemacht worden war, bis zu ihren Augen oder Ohren gelangte, so grämte sie sich und vergoß die bittersten Thränen. Nie aber klagte sie es dem Könige oder verlangte, daß man die Verfasser solcher Schmähgedichte bestrafe. Sie fühlte sich schuldig; sie schämte sich: Maitresse, Mutter und Herzogin zu sein.

Wäre Louis quatorze wirklich einer Erhebung fähig gewesen, durch die La Vallière hätte sie zu Stande gebracht werden müssen. Ein Wesen wie sie, mußte begeistern, bessern und zu den edelsten Thaten spornen; daß sie es nicht that, war nicht ihre, sondern des Königs Schuld, der am Ende doch nichts als seinen verliebten Ehrgeiz und seine unersättliche Sinnlichkeit bei ihr zu befriedigen wußte.

Daher kam es denn auch, daß er, nachdem sie ihm noch einen Sohn geboren und dabei fast ganz ihre Reize eingebüßt hatte, anfing sie zu vernachlässigen. Ihre Magerkeit, die Bläße ihres Gesichts und der verloschene Glanz ihrer Augen, machten ihn kühl. Er fand, daß ihr Mund zu groß, ihr Hinken zu auffallend, ihre Zärtlichkeit zu lästig sei. Dies ewige Ernstsein, dies triste Lächeln, dies verweinte Aussehen, es begann ihm lang-

weilig zu werden. Er wünschte wieder einmal lustig zu sein, frivol und übermüthig. Er wollte wieder einmal Zweideutigkeiten und schamlose Kokettterie.

In diesem Begehren kam ihm die Frau von Montespan entgegen, die er mehrere Male bei der La Vallière traf. Sie machte Calembours, sie sang, sie tanzte, kurz: sie war voller Laune, Witz und Esprit. Den König entzückte das; es reizte ihn. Voyez, sagte er zu der armen Louise de la Baume, voyez comme elle m'attaque! Elle voudrait bien que je l'aimasse un jour." Dieser Tag war nicht fern, Françoise ahnte das. Sie weinte mehr als sonst, sie schlief weniger als früher, sie wurde blässer denn je. Sie wußte sehr wohl warum, aber sie ließ es Niemand merken. Selbst der Frau von Montespan nicht. Sie verschloß ihr nicht die Thür, sie beleidigte sie nicht, sie suchte ihr nichts Übles nachzureden. Sie war voll Liebe und Freundlichkeit für sie; sie half sie putzen, sie lieh ihr Schmuck, sie steckte ihr den Schleier zurecht. „Der König wird Sie reizend finden, Madame," sagte sie leise und die kokette Dame erwiederte: „Ich denke eines schönen Tages vielleicht!"

Eines schönen Tages vielleicht! Ach die unglückliche Louise de la Baume wußte daß dieser schöne Tag bereits erschienen war. Sie legte ihr Gesicht in die zarten weißen Hände und weinte. Frau von Montespan lächelte und sang Couplets. „Was fehlt Ihnen, Frau Herzogin?" fragte sie endlich. „Nichts," gab die stille Seele zur

Antwort, „nichts, als ein wenig Muth; ich habe das Glück ertragen, warum will ich mich von dem Unglück niederbeugen lassen?“ „Unglück! Sprechen wir nicht vom Unglück,“ warf die triumphirende Nebenbuhlerin dazwischen, indem sie wie d'Espernon im „Lettre à Louise“ hinzufügte: „Rassure-toi, il y aura toujours de la rosée, des fleurs et du soleil!“ „Ach nein,“ seufzte Françoise, die Sonne geht unter, die Blumen welken, der Thau bleibt aus. O es geht Alles vorüber! Oui et le Roi aussi! rief mit zweideutigem Spotte die galante Frau, die am Fenster stand und witzige Einfälle ersann, mit denen sie den König ergötzen wollte.

Er kam; er sah, daß die Herzogin geweint hatte und fragte: was giebts? „Melancholie, sagte die Frau von Montespan, die wir verdrängen müssen Eure Majestät. Madame la duchesse braucht Zerstreuung und Aufheiterung. Man muß Feste, Bälle und Vergnügen erfinden.“ „Ja wohl, sagte der König, ja wohl.“ Er befahl Gäste zu laden, Musik zu bestellen und die Säle zu beleuchten, alles um die La Valliére zu zerstreuen, hieß es, die arme La Vallière, die in der Lust noch trüber, im hellen Kerzenglanze noch bleicher und neben den Tanzenden noch isolirter denn je erschien, weil sie ihres hinkenden Fußes und ihrer körperlichen Schwäche wegen, keine Aufforderung in die Reihen zu treten, annehmen konnte. Desto glücklicher, desto glänzender aber erschien die Frau von Montespan. Sie war ganz Lust, ganz Glück, ganz heiteres Leben. Sie scherzte, sie

lachte, sie tanzte und moquirte sich. Den Einen bezauberte sie durch Worte, den Andern durch Mienen, den Dritten durch den Schlag ihres Fächers. Der König kam ihr nicht von der Seite. Man belobte, bekomplementirte, beglückwünschte sie. Die Hofleute thaten es, weil sie die neue Maitresse in ihr sahen, die Königin Mutter, weil sie auf ihre Tugend zählte, Marie Therese, weil sie sich an der La Vallière gerächt sehen wollte. An der La Vallière, an dem armen, unglücklichen Geschöpfe, das ihr Glück beweint hatte und ihr Unglück jetzt belächelte! „Es geschieht mir Recht, sagte sie leise zu sich selbst. Warum habe ich Gott und meine Tugend aufgegeben."

Als sie Nachts allein in ihrem Zimmer war, betete sie und indem sie sich den Schmuck aus ihren Haaren nehmen ließ, beschloß sie, alle Pracht, allen Glanz von sich zu thun und der Welt für immer zu entsagen.

„Ich ersuche Euer Majestät mich in ein Kloster gehen zu lassen," sagte sie eines Tages. „Was denken Sie," rief der König; je vous aime, mais je ne veux pas être contraint!" „Lassen Sie mich in ein Kloster gehen," flehete die Unglückliche wieder. „Nein, sagte der König fest, Sie bleiben," worauf die La Vallière in Verzweiflung rief: „Il faut donc, que je forme de ma main les noeuds, qui vous attachent à une autre et c'est vous qui m'y condamnez!"

Ja wohl, so grausam war Louis quatorze, er that es. Er verdammte die La Vallière dazu, es mit anzu-

sehen, wie eine Andere ihr nach und nach jeden Gedanken, jeden Herzschlag des Mannes raubte, den sie ganz und ewig zu besitzen glaubte. „Hélas! ils ne savent pas tous les chagrins, qu'ils me donnent!“ seufzte sie oft und da sie endlich ihre Leiden nicht mehr ertragen konnte, floh sie heimlich und ging in's Kloster. Ludwig der Vierzehnte hatte dem nichts mehr entgegen. Sein Verhältniß zur Frau von Montespan war offenkundig und die Herrschaft derselben entschieden. Er gab seine Einwilligung und wohnte mit seinem ganzen Hofe, um seine Herzlosigkeit vollständig an den Tag zu legen, der Feierlichkeit der Einkleidung bei. Die Königin, wie es heißt, reichte der neugeweihten Nonne selbst den schwarzen Schleier dar, in den sie von nun an ihren Schmerz und ihre Thränen hüllte. Sechs und dreißig Jahre hat sie ihn getragen als Schwester Ludowika, in welchem Namen, wie es scheint, sie ihre letzte Erinnerung an Ludwig hineingelegt. *) Sie fragte nie mehr nach ihm; sie sprach nie mehr von ihm. Sie war für die Welt und die Welt ihr verschollen. Nur als man ihr das Absterben ihres Sohnes meldete, rief sie aus: „Es ist zu viel, den Tod eines Sohnes beweinen zu müssen, über dessen Geburt man noch nicht hinreichend Thränen vergossen.“

---

*) Andern Nachrichten zufolge hat sie den Namen Louise beibehalten. D. V.

Sie starb, fünf und sechszig Jahr alt, an einer Erkältung, die sie sich durch langes Knien auf den Steinen vor dem Altare zugezogen. Die, so viel wir wissen wenig bekannten und nie in einer Uebersetzung erschienenen „Reflexions sur la misericorde de Dieu“ werden ihr zugeschrieben und zeigen nur ihre schöne und edle Seele im hellsten Lichte.

Zum Schluß aber können wir die Frage nicht unterdrücken: wer verdammt die La Vallière? Wer wirft den ersten Stein auf sie? Wer fühlt sich rein, ihr den Fall ihrer Tugend zum Verbrechen zu machen, wer sich hart genug, nicht von den Thränen und Seufzern gerührt zu werden, mit denen sie denselben abgebüßt. Sie war nicht, was man unter der Maitresse eines Königs versteht, sie blieb im wahren Sinne des Wortes die Geliebte eines solchen. Ihre Liebe ist ihre einzige Schuld und mit dieser geht sie wie eine weiße Erscheinung durch die Zeilen der aufgezeichneten Geschichte.

Françoise, Athénaïs de Mortemar,

Marquise de Montespan.

Sie hatte erreicht, was sie wollte, sie war die Maitresse des Königs. Ach, welch ein Glück lag für sie in diesem Bewußtsein! Sie kannte den Hof, die Damen, die Sitten. Wie sie mich beneiden! Wie sie sich ärgern! dachte sie. Sie wären so gerne an meiner Stelle die schönen Herzoginnen, die stolzen Gräfinnen, die sentimentalen Edelfräulein! Ich sehe sie zürnen, die Nasen rümpfen und seufzen. O, welch ein vortreffliches Schauspiel! Da ist die lange Duchesse de Navailles zum Beispiel. Die zieht die Stirne in Falten und sagt: Je le sais bien que le Roi est bête. Il aimera peut-être la première blanchiseuse, si la petite est coquette! Und dann die gute Madame de Monaco! Sie wird aus Verzweiflung den flatterhaften Lauzün lieben und sprechen: Oh! le Roi n'aime que les babillardes. Dann aber gar die Mademoiselle de Longueville! Das kleine blonde Edelfräulein, das da glaubte, der große Ludwig würde sie lieben, wenn sie sich stelle

als hinke sie, wie die La Vallière, ach, sie wird die Augen voll Thränen haben und rufen: Der König hat kein Herz! Aber er hat es, er ist nicht dumm und er liebt auch nicht allein die Schwätzerinnen, nein, er liebt die Marquise de Montespan.

„Il m'aime, schrie sie, als ihr Mann durch ihre Untreue empört, seine Hand gegen sie erhob, il m'aime, frappez, si vous l'osez!“

Er war ein bornirter Mensch, ihr Mann. Er begriff die Ehre nicht recht, le cornard eines Königs zu sein. Er wollte geliebt sein von seiner Frau. Er sagte: er hätte sie deswegen nur geheirathet. Armer Marquis! Du vergaßest, daß es damals von den Damen hieß: Das Weib eines Mannes, aber die Maitresse Aller. Du konntest dich darein nicht finden, du hattest einen schwachen Kopf. Athénaïs, seufztest du eines Tages, du bist nicht mehr so zärtlich, wie sonst. Du küßt mich nicht mehr am Morgen; am Abend lispelst du nicht mehr: bonne nuit, mon coeur! Ach, du bist kalt geworden. Du liebst mich nicht mehr. Eh bien, lassen wir das, gab die Marquise zur Antwort. Die Zeit ist vorüber. Ich habe jetzt anderes zu denken, zu sinnen. Störe mich nicht, es ist keine Kleinigkeit, den König zu unterhalten. Ich muß auf Einfälle, auf Scherze, auf Vergnügungen fallen, die neu und reizend sind. Ludwig will lachen, die langweilige La Vallière hat ihn trist gemacht.

Was geht das dich an? schrie der Marquis. Laß ihn weinen, wenn er mag. Es ist seine Sache. Will er zerstreuet sein, so darf er nur winken: Theater, Concerte, Bälle, es ist alles da; es steht ihm alles zu Gebot. Aber mir, Athénaïs, mir bleibt nichts als du. Dein Lächeln ist mein Glück, dein Herz mein Königreich! Oh, comme vous êtes poëte, marquis, erwiederte Madame. Mais c'est dommage, mon coeur n'est pas pour vous. Für wen denn sonst? tobte der betrogene Gatte, für wen denn sonst! Eh bien, peut-être pour le Roi. Er ist so schön, so groß, et vous ..... schloß Frau von Montespan, indem sie spöttisch lächelte. Et moi, je suis l'époux! schrie der Marquis vor Zorn ganz außer sich die Hand erhebend. Er liebt mich; schlage, wenn du den Muth hast, gab die galante Dame gelassen zur Antwort, indem sie ihren schönen Kopf erhob und ihm einen Schritt entgegentrat.

Er hatte nicht den Muth. Er ließ die Arme sinken und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Die Thränen stahlen sich durch die Finger, er schluchzte. Madame la Marquise trat vor den Spiegel und trällerte ihre frivolen Vaudeville. Laß ihn weinen, dachte sie bei sich. Ich bin die Maitresse Ludwig des Großen. Alle Welt sagt mir Schmeicheleien; der ganze Hof liegt zu meinen Füßen. Was soll ich mit einem Mann, der abgeschmackt genug ist, zu verlangen, daß man ihm treu sei? Mein Gott, das ist von ehedem. Heute .... .

Sie dachte nicht aus; der Wagen fuhr vor. Sie flog in die Cirkel, wo der König sie erwartete; Marie Therese sie beneidete und Minister und Feldherren nach ihren Blicken geizten.

Auch der Marquis, ihr Mann, kam dahin. Aber was hatte er? Er erschien schwarz von Kopf bis zu Fuß. Was ist ihm? erkundigte man sich. Ist Ihnen jemand gestorben? fragte der König. Ja, ich traure um meine Frau, gab er zur Antwort. Um Ihre Frau? rief Ludwig verwundert, da steht sie ja vor uns. Ce n'est pas ma femme, sagte der Marquis von Montespan, indem er sich wendete und das Wort der Marquise überließ, die nun herantrat und sich über seine Härte beklagte. Er quält mich, erzählte sie, er will mich zwingen, daß ich ihn liebe. Da ich es nicht kann und ihm dies erklärte, hob er den Arm und wollte mich schlagen. Schlagen? C'est affreux! C'est abominable! C'est méchant! erscholl es von allen Seiten. La Reine, Mademoiselle, toute la Cour crient contre un époux si feroce, heißt es in den Memoiren der Mademoiselle von Montpensier, und der König, von dieser Behandlung seiner Geliebten erbittert, befahl, den Marquis auf einige Zeit in die Bastille zu setzen und nachher in die Provinz zu verbannen.

Nun sind wir ihn los, den lästigen Menschen, den homme de moral, jauchzte Frau von Montespan; nun haben wir freies Feld.

Sie hatten es in der That. Der Marquis verlor sich in die Stille; er wurde endlich Philosoph. Sie ist deiner nicht werth, sagte er zu sich selbst, nachdem er noch einige Zeit hindurch gegen sie gezetert und geschrien. Vergiß sie, tröstete er sich, als er sah, daß Paris nur Freude über seinen Scandal empfand und Versailles ihn belachte. Ah, man muß ein wenig weise sein! schloß er. Weise? Man wird es so leicht, wenn man kein Herz mehr hat. Er verkaufte es um hunderttausend Thaler. „Ils furent le prix de sa femme, de son silence, de sa lâchete“ sagen die Memoirenschreiber damaliger Zeit, die nicht begreifen, daß er nichts besseres damit anzufangen vermochte. Verloren war sein Weib auf jeden Fall für ihn und schweigen mußte er doch endlich auch. Man hatte ja seine Klagen, seine Veröffentlichungen verspottet. Marquis von Montespan ist ein Narr, hieß es allgemein. Was aber seine Feigheit anbetrifft, je nun, dagegen ließe sich manche Einwendung thun. Wie zeigt man sich tapfer gegen eine untreue Frau? Daß man sie, ihren Galan oder sich selber tödtet? Pfui, das wäre erbärmlich. Gut. Aber was thut man sonst? Weinen, ein Einsiedler werden, die Welt verfluchen? Nicht doch, das wäre lächerlich! Nun also, was bleibt übrig, als daß man sich faßt, daß man Philosoph wird.

Der Marquis von Montespan, wie schon gesagt, wurde ein solcher. Er nahm Vernunft an, d. h. Geld.

Geld war der bon sens seiner Zeit; er mußte es sich auszahlen lassen, um von ihr nicht für verrückt erklärt zu werden. Man hätte sehr gelacht, wenn er es ausgeschlagen und eines schönen Tages gekommen wäre mit verworrenem Haare, mit zerrissenen Kleidern, mit stierem Blicke. Er ist von Sinnen, der arme Marquis, würde man gerufen haben, wenn er vor den Thüren des Schlosses zu Versailles nach seiner Frau gewimmert, nach der schönen Athénaïs, nach der allmächtigen Maitresse.

Ach, die führte jetzt ein herrliches Leben! Immer Feste, immer Musik, immer Theater, immer große Gala, und in allem diesen die Frau von Montespan der Mittelpunkt, um den sich alles drehte. Die arme Königin war mehr vergessen und bei Seite gesetzt denn je. Man erwies ihr nothdürftig den Respekt, der ihrer Würde gebührte, alle Galanterie, alle Aufmerksamkeit, alle feine Schmeichelei aber trug man der Maitresse zu. Die Maitresse verlangte das, sie fand es in der Ordnung. Sie war stolz, eitel und herrschsüchtig. Sie sah sich gern gefeiert und war dankbar dafür. Das spornte die Hofleute, die Cavaliere, die Bedientenseelen an. Jeder hatte ein Bittgesuch, das er erfüllt, jeder einen Vetter, den er protegirt, jeder einen Wunsch, den er befriedigt sehen wollte. Wer konnte zu diesem allen mehr beitragen, als die Maitresse? Sie durfte ja nur um etwas bitten, so war es bewilligt; sie durfte ja nur für Jemand lächeln, so war er in Gnade; sie durfte ja nur etwas bevor-

worten, so mußte es geschehen. Die Königin, was konnte die Königin? Nichts! Die gute Frau weinte und wünschte die bescheidene La Vallière zurück.

Eine Kammerfrau, die sie aus Spanien mitgebracht und Molina hieß, vertröstete sie. Da es ihr aber nie recht mit Worten gelingen wollte, so versuchte sie's mit Speisen, die sie auf echt spanische Weise zuzubereiten verstand. Das half. Marie Therese aß und gewann dadurch einen Embonpoint, der ihren Umfang, aber nicht die Liebe des Königs vergrößerte.

Im Gegentheil, Louis, der die beleibten Frauen nicht leiden mochte, wurde durch diese Eigenschaft noch mehr von ihr entfernt und zur Montespan hingezogen, die einen schönen, schlank gewachsenen Körper hatte. Hände, Arme und Busen waren bewunderungswürdig, ihre Gesichtszüge regelmäßig, die Farbe desselben belebt. Besonders wirksam erschien ihr Auge. Es strahlte daraus eine glänzende Heiterkeit, eine geistreiche Schelmerei, eine gewisse wollustvolle Gluth. Schwärmerisch war sie nicht, aber voll Witz, voll Pointen, voll schlagender Einfälle. Man sagte von ihr, daß sie tausend schöne Eigenschaften, aber keine einzige Tugend, tausend Fehler, aber kein einziges Laster besessen habe. Im Ganzen, scheint mir, mag sie zu denjenigen Personen zu zählen gewesen sein, an denen nur die Schwächen liebenswürdig, die guten Seiten aber unausstehlich sind. Sie verstand vortrefflich die Kunst sich zu moquiren. Besonders gelang es ihr,

alle Welt in Gang, Benehmen und Sprechen nachzuahmen. Sie konnte lächeln wie die Herzogin von Richelieu, so dedaigneuse, so vornehm, so überhebend im Ausdruck. Sie konnte sprechen wie der Marschall von Grammont, so schleppend, so stotternd, so in halsbrechendem Tone. Sie konnte tanzen wie der Herr von Lauzun, so mit übergebeugtem Kopfe, mit erhobenem Arme, mit hängendem Kinne.

Ludwig hatte das gern. Es stand ihr reizend an und nahm sich artig aus. Er lachte darüber. Er lachte, auch wenn sie die La Vallière verspottete. Sie hinkte, sie senkte den Kopf, sie machte große, schwärmerische Augen. Oh, sagte sie dann, es war eine Thorheit, Majestät, diese weinerliche Sentimentalität zu lieben, diese betschwesterliche Sinnlichkeit. Sie wurden melancholisch davon; Sie sahen nach den Sternen. Fi donc! fügte sie aufspringend hinzu, indem sie ein Vaudeville sang, das sie früher einmal ersonnen hatte. Es lautete:

„Soyez boiteuse: ayez quinze ans:
Point de gorge: fort peu de sens:
Des parens, Dieu le sait! Faites, en fille neuve,
Dans l'antichambre vos enfans
Sur ma foi! vous aurez le premier des amans.
Et la Vallière en est la preuve.“

Und Louis quatorze, dieser „fou d'égoisme et d'amour,“ was that er? Ei nun, er gab der Marquise recht. Er dachte bei sich selbst: in der That, wie konnte ich diese

dürre, hinkende Person nur jemals lieben? Wie konnte ich mir Mühe geben, sie zu gewinnen? Sie war einfältig und prüde. Sie weinte, wenn ich ihre Brust entblößte. Freilich, fiel ihm dann auch bei, sie hat mich zum Vater gemacht. Ich stand an ihrem Bett, ich sah sie gebären. Sie seufzte und stöhnte.

„Drei Schlachten wollt' ich williger
Bestehn als einmal Mutter werden!"

ruft die Medea des Euripides. Vielleicht, daß ihm etwas Aehnliches bei seiner Erinnerung durch die Sinne ging. Die Marquise von Montespan mußte zu ihrem Aerger bemerken, daß er weich und wehmüthig wurde. Er sprach mit Liebe von seinen Kindern, von der kleinen Mademoiselle von Blois und dem kleinen Grafen von Vermandois. Er erzählte von ihren Spielen, ihren Wünschen, von den schönen Hoffnungen, zu denen sie Veranlassung gaben.

O, sind es nur Kinder, die den König glücklich machen! sagte die Frau von Montespan. Kinder gebären kann ich auch! Und in der That, sie bewies es. Sie kam in zwölf Jahren acht Mal nieder. Um aber ihre Schwangerschaft nicht auffallend zu machen und um dadurch nicht die Vergnügungen des Hofes durch eine Entfernung auf längere Zeit entbehren zu müssen, ersann und erfand sie eine ganz neue Tracht, die Reifröcke nämlich. „Cette nouvelle mode," sagt Bussy in seiner Histoire amoureuse des Gaules, „était fort avantageuse

pour les femmes, qui voulaient cacher leur grossesse, qui fut de s'habiller comme les hommes, à la reserve d'une jupe, sur laquelle à l'endroit de la ceinture, on tirait la chemise, que l'on faisait bouffer le plus qu'on pouvait, et qui cachait ainsi le ventre."

Diese bauschigen, faltenreichen Gewänder, die zu tragen es überall eine gangbare Sitte wurde, verbargen wirklich in der ersten Zeit das süße Geheimniß der glücklichen Maitresse. Da man es aber endlich doch errieth, so ward es später durch diese Kleider nicht verborgen, sondern viel mehr offenbar gemacht. „Die Frau von Montespan hat ihren Reifrock angezogen, also muß sie schwanger sein." Schwangerschaft und Reifrock wurden gleichbedeutend, so daß, wenn man von einer Dame sagen wollte, daß sie guter Hoffnung sei, man sprach: sie zieht den Reifrock an!

Die Marquise von Montespan, wie schon gesagt, zog den Reifrock acht Mal an. Die Liebe des Königs aber bewahrte sie sich fünfzehn Jahre lang. Er machte sich zwar häufig Gewissensbisse, eine verheirathete Frau zu lieben. Heinrich der Vierte, sagte er oft zu sich selbst, suchte zum wenigsten eine Prinzessin zu gewinnen, deren Gemahl ihre Ehre mit seinem Degen vertheidigte. Ich aber lebe mit einem Weibe, dessen Mann ich mit einem Augenwinke vernichten kann. Ich muß sie ver-

lassen, schloß er dann wohl gewöhnlich seine moralischen Betrachtungen.

Diese indeß vergaß er, sobald er wieder seine Maitresse sah. Sie war gar zu schön, zu reizend, zu pikant! Welches Lächeln! Welches Auge! Welche Schelmerei! Sie erstickte jeden Gedanken an Reue, an Scrupel, an Trennung mit einem Heere von guten Einfällen, von Küssen und Koketterien. O, sie konnte bezaubernd sein! Sie verstand die Kunst zu gefallen. Wie verführerisch erschien sie in ihrem ganzen Thun und Lassen! Alles stand ihr gut. Sogar ihre Spielereien. Sie hatte einen kleinen Wagen von feiner Dratharbeit; davor spannte sie sechs weiße Mäuse, die sie damit auf dem Tische herumfahren ließ. Es war dies ihre Unterhaltung, während der König und seine Minister in ihren Zimmern arbeiteten. Sie sprachen von Krieg und Frieden, von Landarmeen und Marinesoldaten, von Staatsverhandlungen und neuen Abgaben. Mitten hindurch tändelte die schöne Marquise. Wird das Volk nicht aufsäßig werden? fragte Louis quartorze! Colbert zuckte die Achseln. Nicht doch! warf die galante Dame dazwischen. Sehen Sie diese kleinen, niedlichen Thierchen! Wie sie dem Zügel gehorchen! Wie sie sich lenken lassen! Allerliebst, sagte der große Monarch mit einem leisen Lächeln, allerliebst. Aber, Louvois, soll man dem Parlamente den Willen lassen? Wird es dadurch nicht zu übermüthig werden? Louvois schwieg. Die Marquise aber lief zum Regenten

und zeterte: Majestät, ich habe das Volk zu gut behandelt. Sehen Sie, wie sie mich in die Finger gebissen. O, man darf nicht gar zu viel Nachsicht haben!

In der That! Man darf nicht gar zu viel Nachsicht haben, bestätigte Ludwig, indem er die schönen, weißen Finger nahm und sie streichelte. Man darf nicht gar zu viel Nachsicht haben, meine Herren; die Marquise hat recht. Ich denke, man versucht es mit der Strenge unsers königlichen Willens.

Ja wohl, sagten die Minister, ja wohl; die gnädige Frau Marquise ließ ein gewichtiges Wort vernehmen. Sie wußten, daß sie alle Staatsgeheimnisse kannte und daß der König viel auf ihre Rathschläge gab. Warum sollten sie widersprechen? Warum sich ihre Ungnade zuziehen? Sie waren klug genug sich der Sentenz zu erinnern: On buvait à Cléopâtre quand on disait à Antoine: je bois à toi.

Im Ganzen war es auch nicht zum Nachtheil, wenn man im Verlauf der politischen Geschäfte und Ereignisse auf die Aussprüche der Frau von Montespan hörte. Ihr lebhafter, frischer und scharfer Geist traf oft das Richtige.*) Auch zog sie den König mehr von den auswärtigen Angelegenheiten zu den innern über. Sie übte einen guten Einfluß auf Handel und Industrie,

*) On savait que les conseils d'amour et les craintes de Madame de Montespan avaient sauvé la Hollande envahie. *Mémoires de Mad. de Maintenon.*

freilich zumeist nur in der eigennützigen Absicht, sich selbst zu bereichern oder wenigstens sich mit den glänzenden Erzeugnissen und Waaren derselben umgeben zu sehen. Sie liebte den Luxus und Aufwand. Alles mußte Pomp und Glanz um sie sein; Alles mußte strahlen und leuchten. Der König, der dieselbe Neigung dafür hatte, gewann die rechte Ausbildung derselben doch erst durch sie. Sie besaß sehr viel Geschmack und ohne Zweifel auch mehr Kenntnisse, als damals bei Frauen gewöhnlich zu finden waren. Dadurch hauptsächlich trug sie bei, die Periode ihrer Maitressenschaft zum Glanzpunkte in der Regierungszeit Ludwig des Vierzehnten zu machen. Sie ist die Sonnenhöhe seiner Größe. In ihr finden die größesten Feste, die herrlichsten Bauten, die berühmtesten Dichterproduktionen statt. Louis, von dem es in den Mémoires secrets sur les règnes de Louis XIV. et de Louis XV." heißt: „qu'il n'aimait que l'esprit qui pouvait contribuer à l'agrément de sa cour, à ses plaisirs, à ses fêtes, à la gloire de son règne; l'esprit, enfin, dont il ne pouvait être ni embarrassé, ni jaloux," Louis, der selbst gesagt: „qu'il craignait les esprits," Louis zog und reihte, durch die Frau von Montespan angeregt, die Dichter, Künstler und großen Geister um sich. Sie mußten ihr helfen, ihn zu fesseln, ihn zu bannen und treu zu erhalten. Sie brachte alle dazu, ihm zu schmeicheln und ihm die Hingebung und Verehrung zu bezeigen, die sie

selber für ihn fühlte oder zu fühlen scheinen wollte. Umgekehrt auch war sie gewiß klug genug den König auf die Macht der Kunst aufmerksam hinzuweisen. Die Kunst, das fühlte sie, bleibt stärker als die Gewalt, weil sie dauernder ist. Beleidige nicht das Talent, sagte sie darum, denn es rächt sich einst, und diese Rache ist ewig, wie es selbst. Sie geht durch ganze Jahrhunderte hindurch und verwehet die stolzesten Namen, die glänzendsten Thaten.

Ludwig der Vierzehnte begriff das. Er suchte das Genie zu gewinnen und sich geneigt zu machen. Er, der zuerst noch Weigerung zeigte, als es galt Scarron eine kleine Pension zu ertheilen, überhäufte später Corneille, La Fontaine und selbst Molière mit so viel Geld und Gunst, als er im Stande war, dafür in seinem Schatze und seinem Herzen, die freilich beide oft sehr leer daran erschienen, aufzutreiben.

Von hier aus datirt denn auch besonders jener Enthusiasmus der Historiker für Louis quatorze, von dem sie sagen, daß „son règne a introduit tant de changemens dans les arts, dans les moeurs, dans le droit civil et public, qu'il deviendra pour le monde politique et pour le monde pensant une époque célèbre, que nos neveux étudieront à jamais“ und daß er selbst anzusehen sei „comme le génie tutélaire de l'empire français.“

Der Marquise von Montespan verdankte es Ludwig hauptsächlich, daß so über ihn geschrieben wurde, denn

sie war es vor allem die das Leben und den Geist auf seine Seite brachte. Sie besonders hat dazu beigetragen diesen poetischen Pomp um seine Person zu sammeln, von dem ihn zu entblößen erst nach und nach und nur auf sehr zaghafte Weise die historischen Versuche unternommen werden. Man wagt es noch kaum, ehrlich und offen über ihn abzusprechen. Man möchte so gern den Schmeichlern, den Lobrednern, den Panegyristen glauben. Ach, es ist so schön einen Ruhm zu bewundern, eine Größe anzustaunen! Es liegt in der menschlichen Natur, eine Erhabenheit anzuerkennen. Aber die Ludwigs des Großen, des Vielgeliebten, kann leider vor dem sichtenden Blicke der Nachwelt, wie wir schon früher einmal gesagt, nicht bestehen. Die Poeme, die Standreden, die prunkenden Phrasen halten nicht Stich. Der Pomp verfliegt, der Glanz zerstiebt. Was übrig bleibt ist nichts als eine Menge nichtiger Illusionen, aus denen herausgehoben, von dem großen Könige nichts übrig bleibt, als einige hübsche Eigenschaften und ein langer Sonnenstrahl des Glücks.

Nachdem Dûclos von seiner gefälligen Gestalt, von dem Adel seiner Züge und der natürlichen Anmuth gesprochen, die ihm eigen war, fährt er fort von ihm zu sagen: „Le prince avait l'esprit droit, un jugement sain, un goût naturel pour le beau et pour le grand, le désir du vrai et du juste. Une éducation soignée pouvait étendre son esprit par des connaissances: on ne pensa qu'à le resserer; fortifier

son jugement par l'usage des affaires; on ne chercha qu'à l'obscurcir, en l'écartant du travail; développer ou rectifier son caractère: on dèsirait qu'il n'en eût point. Une mère aussi avide qu'incapable de gouverner, subjuguée par le cardinal Mazarin; s'appliquait à perpetuer l'enfance de son fils, qui ne fut, jusqu'à vingt-trois ans, que la représentation de la royauté. Elevé dans la plus grossière ignorance, il n'acquit pas les qualités qui lui manquaient, et ne conserva pas tout ce qu'il avait reçu de la nature.

A la mort du cardinal Mazarin, Louis annonça qu'il allait gouverner par lui même; et dès-qu'il ne fut plus ostensiblement asservi, il crut règner. En butte alors à tous les genres de séduction, il se laissa persuader qu'il était parfait, et, dès ce moment, il fut inutile de l'instruire. Il cèda toujours aux impulsions de ses maîtresses, de ses ministres ou de son confesseur. Il croyait voir une obéissance servile à ses volontés, et ne voyait pas que ses volontés lui étaient suggérées. Quelques fois les choses n'en allèrent pas plus mal. Par exemple, Colbert fait supprimer la charge de surintendant des finances, et le roi croit les gouverner, par ce qu'il se charge de toutes les signatures que faisait Fouquet. Cependant Colbert s'empare heureusement de la véritable administration.

Il égale la recette à la dépense, forme une marine, étend le commerce; établit et multiplie, peut-être trop, les manufactures; encourage les lettres, les sciences et les arts. Tout fleurit, c'est alors le siècle d'Auguste: voici le contraste.

Dieser Contrast, dieses Jahrhundert des Augustus, diese allgemeine Blüthe des französischen Staates konnte und durfte nur mit der Marquise von Montespan seine höchste Stufe erreichen. Sie war der Geist, der den ganzen Hof, das ganze Reich überflog. Sie erhob die guten natürlichen Eigenschaften Ludwigs zu einer momentanen Höhe, in der sie als Größen erschienen. Dies Verdienst darf ihr nicht geschmälert werden, wenn auch sonst schon von ihr gesagt werden muß, daß sie die Frivolität und die Laxheit der Sitten vermehrte. Sie war gleichsam die Mittagssonne im Leben Ludwigs. Wie diese mit ihrem Lichte und ihrer Wärme eine gewisse Ostentation treibt, so auch die Marquise von Montespan mit ihrem Geiste und ihrer Liebenswürdigkeit.

Die La Vallière, um bei dem begonnenen Vergleiche stehen zu bleiben, war züchtig, frisch und naiv wie die Morgensonne. Auf ihrer Seele lag der Thau der Unschuld; ihre Gefühle waren wie Nachtigallen, die in den Morgen hineinschlagen, ihre Empfindungen wie Lerchen, die gen Himmel steigen. Die Marquise von Maintenon aber erscheint uns als die blasse, kalte Abendsonne. Sie ist ruhig und leidenschaftlos. Bei ihr finden wir haupt-

sächlich Verstand, bei der La Vallière Herz, bei der Montespan Geist.

Dieser Geist aber vermochte ebenso wenig wie das Herz den König für immer zu fesseln. Zwar hatte die Frau von Montespan bei dem Rücktritt der La Vallière gesagt: „Si pareil malheur m'arrivait, je ne me monterais de mes jours, j'en mourrais de honte." Aber was kümmerte das Ludwig den Großen? Er liebte die Abwechselung. Er war ein Freund der Veränderung. Die Beständigkeit wurde ihm langweilig, deswegen suchte er sie durch einige kleine Untreuen pikant zu machen. Gelegenheit bot sich ihm dazu in Masse dar. Schönheit und Liebreiz wetteiferten, ihm entgegen zu kommen, ihn zu fesseln. Was Wunder also, daß er es sich dann und wann gefallen ließ?

Da waren: die Mademoiselle Guedany, ein lebhaftes, frisches, freundliches Mädchen, mit der er gerne verkehrte. Die Gräfin von Grammont, deren Koketterie er ertragen mochte; die Frau von Soubise, die ihm entgegen kam; das Fräulein von Lüde, das ihm nur für eine Nacht genügte; die Madame von Grancey, die sich nichts als leere Hoffnungen, und die drei Schwestern la Motte-Houdancourt, die sich vergebene Bemühungen machten. Endlich war da auch noch eine Baronin Harcourt, die dem Andrinen Ludwigs widerstand, und zuletzt die Mademoiselle de Fontanges, die ihn auf längere Zeit wirklich in Fesseln schlug.

Sie war eine schöngebaute, hohe Gestalt, mit etwas röthlichen Haaren. Ihre Eltern schienen sie nur erzeugt zu haben, um sie dem Könige als Maitresse zuzuführen, denn sie waren von früh auf bedacht, sie in seine Nähe und sein Herz zu bringen. Sie rühmten ihre Schönheit, ihren Geist, ihre Anmuth allenthalben. Ach, sagten sie, unsere Tochter muß der König sehen. Er wird sie bezaubernd, er wird sie reizend finden. Er versteht sich darauf.

Ja wohl, verstand er sich darauf. Ludwig wußte, daß der Adel sittlich so tief gesunken war, es für eine Ehre, es für ein Glück zu halten, wenn er die Töchter desselben für seine Lüste verbrauchte. Unter seinem Nachfolger, Louis dem Fünfzehnten, kam diese Nichtswürdigkeit zwar erst zur vollsten Blüthe, aber unter ihm begann sie doch schon wuchernd empor zu schießen. *) Die höchsten Frauen drängten sich darnach seine Maitresse zu werden. Man stritt, man kämpfte förmlich um diese Schmach. Man suchte um allen Preis seine Sinnlichkeit zu reizen.

---

*) Die Memoiren der Maintenon erzählen, daß Marie Therese einmal den König, den sie auch einst die ganze Nacht hindurch erwartet hatte, gegen Morgen hin durch das Schloß und die ganze Stadt Versailles bei allen galanten und begünstigten Damen suchen ließ. Man vermuthete ihn auch bei einer gewissen Frau von Haudicourt, „qui fut fort glorieuse de ce soupçon“ heißt es in dem vorbemerkten Buche sehr naiv bei dieser Gelegenheit.

Da gab es eine Dame, die schöne Hüften hatte. Was thun, um sie dem Könige bemerklich zu machen? Ei nun, es gilt eine Mode erfinden, die sie heraustreten läßt. Man erdenkt die Spenserkleider, die langen Mieder, die knappen Taillen. Da gab es eine hohe Frau die schön geformte Brüste besaß. Was ist anzufangen, um sie zu zeigen? Man trägt sie blos. Da gab es ein kleines Fräulein, die auf niedlichen Füßen stand. Was beginnt sie um sie zu zeigen? Sie bringt die kurzen Röcke und die hohen Hacken in Schwung.

So eiferten Alle den König zu umstricken, zu fesseln. Vielen gelang es, den meisten aber nur auf sehr kurze Zeit. Der Frau von Montespan am gefährlichsten war die Mademoiselle von Fontanges.

Diese eroberte den König ernstlich. Sie hatte das Benehmen einer Königin, den Reiz einer Jungfrau. Beides wurde erhöht durch das Sanfte und Melancholische einer trüben Stimmung, welche die Ahnung eines frühen Todes gewesen zu sein scheint. Sie starb in ihrem zwanzigsten Jahre an den Folgen eines Wochenbettes.

Der Abbé von Choisi sagt von ihr: „elle etait belle comme un ange, mais sote comme un panier." Indeß ist diesem Ausspruch nicht ganz zu trauen. Wir haben schon mehrfach davon gesprochen, was man damals alles für dumm erklärte. Auch bei dem Fräulein von Fontanges mag darunter mehr ihr unerfahrenes, sorgloses Wesen, als eine wirkliche Bornirtheit ihres

Geistes verstanden sein. Sie lebte rasch, glänzend und viel, gleichsam als wenn sie ahnte, daß sie es nicht lange thun würde. Es war eine krankhafte fiebernde Hast mit der sie ihr Glück genoß. Sie benahm sich stolz, heißt es, sie ging an der Königin vorüber ohne zu grüßen, verschwendete hunderttausend Thaler monatlich und setzte den ganzen Hof durch ihre Launen und Capricen in Bewegung.

Berühmt ist ein Kopfputz, den sie, oder vielmehr der Zufall erfand. Es geschah auf einer Jagdpartie, bei welcher der Wind ihre Coiffüre verdarb und sie nöthigte, diese mit einem Bande, dessen Schleifen auf ihre Stirne herunterhingen, fest zu machen. Der König, dem diese Sonderbarkeit gefiel, bat sie alle Tage so zu erscheinen. Da dies nun wirklich der Fall war, so wurde diese Tracht am französischen Hofe Mode, von dem aus sie unter dem Namen des Fräulein von Fontanges über ganz Europa ging.

Es war dies ihr größester Triumph und ihre glänzendste That. Bald darauf wurde sie schwanger und vom Könige dafür zur Herzogin ernannt, was er bei der Marquise von Montespan nicht thun konnte, weil sie verheirathet war. Indeß erfreute sich die für den Augenblick begünstigtere Maitresse nicht sehr lange ihres Glückes. Ihre Niederkunft verunglückte, ihre Reize nahmen ab. Der König überhäufte sie mit Geschenken, mit Schmuck, mit Diamanten, mit Wohlgerüchen; auch eine

jährliche Rente von vierzigtausend Thalern bot er ihr an. Aber sie schlug alles aus. Sie fühlte, daß der König anfing in der Neigung zu ihr zu erkalten, und daß alle diese Kostbarkeiten und Schätze nicht vermögen würden, ihn ihr wieder zuzuführen. Was nützt mir dieser Tand, diese Pracht, dieser eitle Pomp? seufzte sie leise, indem sie in die Kissen ihres Krankenlagers weinte. Sie geben mir meine Schönheit nicht wieder, sie machen mich nicht gesund, sie gewinnen mir nicht das Herz des Königs! Das Herz des Königs hing am Glanz meiner Augen, an der Frische meines Teints, an der Fülle meiner Formen! Das Alles ist hin. Wer giebt es mir wieder?

Der Prior von Cabrieres, hieß es; er kennt geheime Kräfte der Natur, die verjüngen, verschönen und alle die tausend Reize wieder verleihen, die in den Zügen dieses bleichen Antlitzes gelächelt haben. Nun wohl, rief das Fräulein von Fontanges, so laßt sie uns versuchen. Es würde mich glücklich machen noch einmal frisch und gesund zu erscheinen, noch einmal auf dem Rosse durch den Forst zu fliegen, noch einmal auf den Hofbällen zu tanzen, noch einmal den König zu meinen Füßen zu sehen!

Ach, dieses Glück wurde ihr nicht mehr zu Theil. Die Kräutersäfte und Beschwörungen halfen nichts; das Gesicht wurde blasser, die Hände magerer, die Augen tiefer. Ich sterbe, weinte sie leise, ich sterbe! Draußen blühen die Blumen, grünen die Bäume, das Hüfthorn

schallt! O, man ist lustig; man freut sich; man scherzt und lächelt! Ludwig, denkst du noch mein!

Ein wenig. Manchmal bei Nacht. Ihre großen Augen, ihre weichen Hände, ihre schlanken Hüften fielen ihm ein. Sie war schön, das Kind, sagte er dann vor sich hin. Schade, daß sie stirbt.

Sie starb in der That. Sie hatte sich in ein Kloster im Fauxbourg St. Jacques bringen lassen und ersuchte den König, als sie ihre letzte Stunde kommen fühlte, sie noch einmal darin zu besuchen. Er that es ungern, indeß, man redete ihm so viel zu, daß er sich doch endlich entschloß. Er kam. Sie lag vor ihm bleich, abgemagert und kaum zu erkennen. Es war ein trister Anblick. Ich habe nur noch zwei Bitten, sagte sie seufzend, als sie das Erschrecken ihres ehemaligen Anbeters sah: bezahlen sie meine Schulden, Majestät, und verheirathen Sie meine Schwester.

Ich will es thun, entgegnete Ludwig mit Thränen in den Augen. Nun denn, so sterbe ich gerne, sprach die Leidende. Was will ich mehr? Ich habe meinen König über mich weinen sehen! Ein Paar kurze Stunden war ich glücklich; jetzt bin ich zufrieden für immer!

Mit diesem Ausruf verschied sie. Die Herrschaft dieser königlichen Geliebten, sagen die Memoiren der Maintenon, war wie eine Zeit der Rosen: voll Glanz, aber kurz.

Ludwig kehrte nach ihrem Abschluße mit verdoppelter

Inbrunst zur Frau von Montespan zurück. Er brauchte nach dieser traurigen Katastrophe wieder Erheiterung und Laune. Ihre Scherze sollten die Sterbeseufzer, ihr Lächeln die Todesmienen verbannen, die er in seiner Erinnerung noch immer vor sich sah und hörte. Das Verscheiden ist schwer, sagte er oft zu sich selbst. Auch die Könige hören auf zu leben. Auch für sie kommt eine letzte Stunde.

Die Gedanken an diese zu verbannen, kam er zur Marquise von Montespan. Athénais, rief er, seien Sie munter. Singen Sie mir Ihre reizendsten Couplets, er-erzählen Sie mir Ihre witzigsten Geschichten. Ich bin wieder ganz der Ihre.

Ich wußte es wohl, sagte die schöne Frau, daß ich über diese Leidenschaft, über diese geistlose Schönheit triumphiren würde; aber über den scharfen Verstand, über die fesselnde Unterhaltung ..... O, das wird mich sterben machen vor Gram! fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

Dieser Seufzer galt der Madame Scarron. Sie hatte diese Dame, mit der sie früher oft zusammen gewesen, in Frankreich zurückgehalten, als sie kam, um ihr ein Lebewohl zu sagen, weil sie mit der Prinzessin Nemours nach Portugal wollte, wo diese Königin wurde. Nicht doch, hatte sie damals gesagt, Sie dürfen Paris nicht verlassen. Sie sind eine Frau von Geist, Sie müssen in Frankreich bleiben. Als Madame Scarron hierauf erwiderte: es ginge nicht, der König wollte ihr

die Pension, die ihr Mann erhalten, nicht auszahlen lassen, da rief sie stolz: wenn es weiter nichts ist, Madame Scarron, die Pension sollen Sie erhalten.

Sie erhielt sie auch wirklich. Der König bewilligte sie, obgleich er ein wenig aufgebracht war, auch im Munde der schönen Marquise den Namen und die Bitten der Madame Scarron zu hören, die ihm seit einiger Zeit überall entgegen gebracht worden waren. Auch hier die Wittwe Scarron, rief er. Mein Gott, ich vernehme seit Wochen von nichts, als von ihr. Und mit Recht, entgegnete seine Geliebte. Sie ist eine Frau, deren Vorfahren in Ihren Diensten gestorben. Man muß ihr Gesuch bewilligen.

Es sei, sagte der König. Ihnen zu Gefallen. Ach, die arme Marquise wußte nicht, daß diese Gunstbezeugung die sie für eine Andere erflehte, ihr eigenes Unglück werden sollte. Sie war es selbst, die dem Monarchen Madame Scarron empfahl und vorstellte, ohne dabei zu ahnen, daß sie ihm ihre Nebenbuhlerin zuführte, und daß diese eines schönen Tages es nicht verschmähen würde Königin von Frankreich zu sein.

Vor der Hand aber bekleidete sie die Stelle einer Erzieherin bei den Kindern, welche die Frau von Montespan dem Könige geboren. Man erzählt: sie habe diesen Posten nicht ganz gern angenommen. Es sind doch immer die Kinder einer Maitresse, soll sie gesagt haben, denn sie war dévot, die Madame Scarron. Sie

lebte zurückgezogen, besuchte viel die Messe und hielt sich einen strengen Beichtiger, der, obgleich sie überaus einfach gekleidet ging, doch immer noch sehr viel Luxus darin finden wollte. Aber, ehrwürdiger Vater Gobelin, sagte man ihm, diese Stoffe sind ganz gewöhnlicher Art, einfaches Leinen, ohne Spitzen, mit schwarzem Gürtel. Das mag wahr sein, erwiderte hierauf der fromme Mann aber ich weiß nicht wie es kommt, wenn ich Madame Scarron auf die Knie fallen sehe, sehe ich mit ihr einen ganzen Reichthum dieses Stoffes und einen mächtigen Ueberfluß von Falten darin auf die Erde fallen. Das ist zu gut, zu übermäßig, das, es müßte anders sein!

Auch lebte sie ihm immer noch zu viel in der Welt, obwohl sie wenig Besuch empfing und nur selten die Gesellschaft frequentirte. Sie müßte zwei Messen des Tages hören, sagte er, und eigentlich alle Heiligenbilder unserer Kirchen küssen.

Hätte Pater Gobelin mir dies befohlen, äußerte Madame Scarron später, ich würde es befolgt haben. Wäre er entschieden gegen die Annahme der Gouvernantenstelle gewesen, sicher hätte die fromme Dame sie abgewiesen. Uebrigens nahm sie sie auch erst an, als ihr erklärt wurde, daß es der König befehle.

Um diesem Befehle in gehöriger Weise nachkommen zu können, miethete sie sich mitten im Faurbourg Saint Germain ein einsam gelegenes Haus, wo, wie man sagte,

sie still und zurückgezogen von aller Welt und nur von einigen Freunden aufgesucht, ihre Tage hinbringen wolle.

Hierher brachte man denn auch gleich nach ihrer Geburt die Kinder der Frau von Montespan, von wo aus sie dann den für sie bestimmten Ammen übergeben wurden. Um aber das Geheimniß dieser Geburten besser zu bewahren, benutzte, wie uns berichtet wird, Madame Scarron die Nacht, um die verschiedenen Orte zu besuchen, wo die Kinder genährt wurden. Am Morgen, heißt es, ging sie dann zu ihren Freundinnen, die ihr die schlaflose Nacht nicht ansahen und am Nachmittag empfing sie Besuche. Da aber von diesen dann und wann auch einer auf ihre mysterieuse Beschäftigung Anspielungen machte und der Name der Frau von Montespan ihr dabei immer das Blut in die Wangen trieb, so ließ sie sich oftmals zur Ader, wodurch sie, wie man meint, besonders ihrer Gesundheit geschadet.

Ueberhaupt, verlauten die damaligen Memoiren, hatte von den Kindern der Frau von Montespan die Madame Scarron allein alle Noth und Plage, die Mutter aber den Glanz und den Stolz.

Indeß damit dauerte es nicht lange. Der König, der keine weiteren Rücksichten in Bezug auf sein Verhältniß zu der Frau von Montespan genommen und die Kinder derselben unter seinen Augen erzogen wissen wollte, befahl, daß Madame Scarron mit ihren Zöglingen an den Hof gezogen würde. Bei dieser Gelegenheit lernte

die Maitresse die Gouvernante schätzen, aber auch fürchten. Zwar hatte Ludwig zuerst sich mißfällig darüber geäußert, daß die Erstere sich oft mit der Letzteren Stunden lang unterhielt. Was für ein Vergnügen finden Sie darin, sagte er finster, sich mit dieser frommen Zieräffin zu unterhalten! Wollen Sie sich von ihr zu ähnlichen Thorheiten anstecken lassen! Aber als er bald darauf einmal Gelegenheit fand diese „fromme Zieräffin“ zu sprechen, verbot er das nicht mehr, sondern liebte es sogar, sie bei Frau von Montespan anzutreffen. Ihr Gespräch zog ihn an. Besonders aber erfreute es ihn, daß sie von den Kindern geliebt wurde. Er war, sagten die Memoiren der Maintenon, wie alle Bourbonen, ein sehr zärtlicher Vater. Hauptsächlich gewogen war er dem kleinen Duc du Maine, der vielen Geist verrieth und oft sehr treffende Antworten gab. Als ihn der König einmal fragte: wie er dazu gekommen, sagte er ganz naiv: auf sehr natürliche Weise. Je suis élevé par la raison même!

Diese „raison même“ fing nun an der Marquise von Montespan das zu werden, was diese der La Vallière gewesen. Der Geist hatte das Herz verdrängt, nun verdrängte der Verstand den Geist. Die Illusionen, die schönen Träume, die poetischen Schwärmereien mußten dem schlagenden Witze, den prächtigen Einfällen, den strahlenden Pointen weichen. Jetzt wieder sanken diese

vor der Schärfe der Dialektik, vor der Macht der philosophischen Reflexion.

Das Leben Louis quatorze's wurde herbstlich. Das grüne Laub der Sinnlichkeit und Wollust welkte ab. Der Gedanke des Todes hauchte seine Seele an. Mitten in den Festen, Musiken, Comödien und Bällen wurde sie manchmal von einem Gefühle befallen, das ihn ängstigte und trübe stimmte. Er wußte nicht recht woher es kam und woraus es entstand. Er empfand es, wenn er eine Kerze verlöschen oder eine Rose verblühen sah; er empfand es, wenn er einen Accord verklingen oder ein Wort verschallen hörte. Es wurde ihm bang zu Muthe. Was ist das? fragte er, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr. Nichts, sagten die Höflinge, Euer Majestät ennuyiren sich. Es müssen neue Vergnügungen ersonnen werden. Nichts, sagte die Königin, Sie haben Vapeurs. Nichts, sagte die Montespan, es kommt vom schlechten Wetter. Daß es vom Alter sei, das sagte niemand; dennoch aber war es so.

Ludwig wurde alt. Die Krone schützte sein Haupt nicht vor dem Ergrauen und Stirn-Runzeln, der Scepter seine Hand nicht vor dem Zittern und der Purpur seine Glieder nicht vor dem Abmagern und Zusammenschrumpfen. Auch die Könige altern und sterben. Diese triviale Wahrheit erfuhr Ludwig der Vierzehnte, wie sie alle Monarchen der Erde erfahren haben und erfahren werden.

Davon kam denn auch der Widerwille und Ekel am

Vergnügen, die Sehnsucht nach einer stillen Stunde, die Erinnerung an das Jenseits. „Lass' mich," sagte er zum Hofe; „lass' mich," sagte er zur Königin; „lass' mich," sagte er zur Montespan. „Ihr versteht mich nicht. Mich versteht nur ein Wesen, nur eine Frau, die Gouvernante meiner Kinder, die Madame Scarron."

Zur Madame Scarron lenkte er seine Schritte. Es that ihm wohl, sie mit den Kindern umgehen zu sehen. Sie war so ruhig, so lieb! In ihre Zimmer drang nicht der Schwarm der Hofleute, nicht das Geschwätz der Damen, nicht der betäubende Klang der Instrumente. Sie lagen wie in einsamer Ferne, wie ganz aus der Welt heraus. „O," seufzte der König, „hier wird mir gut!" Er lächelte, er setzte sich nieder, er sah Madame Scarron zu. Ihr gemessenes Wesen, ihr stilles Walten that ihm wohl. Noch mehr aber ihr Gespräch. Es lag darin so viel Ernst, so viel Würde, so viel Reichthum an Sentenzen.

„Madame," sagte er eines Tages „Sie verstehen mich. Sie sollen mir Rath ertheilen. Sie kennen mein Verhältniß zur Marquise von Montespan; Sie sind die Erzieherin ihrer Kinder. Sagen Sie mir, ob man Recht hat, von mir zu verlangen, daß ich sie verlasse."

„Ja," gab Madame Scarron zur Antwort, „ja Majestät, man hat Recht."

„Aber sie liebt mich," fiel Ludwig ein, „und ich liebe sie wieder."

„Eben darum," entgegnete die Gouvernante, „eben dar=

um! Wollen Sie sie auf ewig vernichten, auf immer entehren? Ach, Majestät, die Ehre ist mehr werth, als alle Schätze der Erde und die ganze Welt wiegt nicht eine einzige kleine Seele auf. Entsagen Sie ihr! Verlassen Sie sie! Damit beweisen Sie ihr eine wahrhafte Liebe. Ach, wenn sie jemals wirklich eine solche für Sie empfunden, sie würde Sie nicht verführt und umstrickt haben, denn wo die Liebe nicht eine Tugend ist, da ist sie das schändlichste Laster."

„Meinen Sie? Meinen Sie?" flüsterte Louis quatorze, indem er verlegen vor sich hinsah und durch diese Niedergeschlagenheit der Redenden nur noch mehr Muth einflößte, ihm in das Gewissen zu reden.

„Ja, Majestät," fuhr sie fort, „ich bin der Ueberzeugung, daß die Liebe zu den Frauen ein Schandfleck im Ruhme der Fürsten ist; um so mehr, wenn sie auf unrechtmäßigen Wegen genossen wird. Die Frau seines Nächsten rauben, ist ein Verbrechen, das gegen alle bestehenden Gesetze verstößt. Aber das Weib einem seiner Unterthanen entreißen, das Majestät, ist mehr als ein Verbrechen, das ist . . . . . .

„Halten Sie ein, Madame," rief der Monarch, der einst gesagt hatte: der Staat bin ich, „halten Sie ein, Ich bin zermalmt, vernichtet. Ich sehe ein: j'ai trop aimé en souverain; j'ai poussé trop loin mon autorité: il y avait de la lâcheté à m'en prévaloir, de l'injustice à en abuser. Ich fühle es, ich sehe es ein,

aber das Alles ist gekommen, ich weiß nicht wie. J'ai trop aimé: je n'ai plus été mon maître; j'ai trop fait sentir que je l'étais des autres: et voila ce que c'est que de se mettre dans un cas à ne pouvoir que faire faute sur faute."

„O, da Sie sich anklagen, Majestät," fuhr die Moralistin fort, „so werden Sie auch vermögen, sich zu bessern. Vor allem lassen Sie, ich beschwöre Sie, die Marquise von Montespan scheiden, damit sie in stiller Zurückgezogenheit die Achtung der Menschen gewinnen und in fluthenden Thränen die Verzeihung Gottes erhalte. Entziehen Sie diesem nicht ferner ein Herz, das Sie fesselt und in Banden jener ansteckenden Libertinage erhält, die mein Geschlecht verdirbt und das Ihrige erniedrigt. Es kommt eine Zeit, wo eine lange Reue dem kurzen Vergnügen folgt. Bedenken Sie das wohl, Majestät, und erinnern Sie sich jener Büßerin im Carmeliterkloster, die einst zu Ihren Füßen lächelte und scherzte und jetzt vor dem Altar der Kirche liegt, das Auge voll Thränen, die Seele voll Leid!

Ludwig sah auf. Madame Scarron stand vor ihm hoch aufgerichtet, ernst und streng. Sie fürchtete nicht seinen Zorn; sie scheute nicht seinen Blick.

Eine seltsame Frau, dachte er bei sich selbst, und dann: eine schöne Frau. Sie war von schlanker Gestalt, von majestätischem Wuchse. Sie hatte eine edel geformte Hand, einen Blick voll Feuer.

Bei Louis quatorze bedeutete das viel, denn er war, wie es von ihm heißt, „le plus délicat des hommes et le plus flaté des Rois,“ welcher „n'eût point aimé la verité dans une bouche ridicule ou pigrieche.“

Entzückt darüber, daß die Tugend, die sich damit beschäftigte ihn zu Gott zurück zu führen, dieselben Reize zu bieten hatte, wie das Laster, das ihn von demselben entfernt, ging er nun ernstlich damit um, sich von der Marquise von Montespan zu trennen. Ein öffentlicher Scandal, der um diese Zeit stattfand, bestärkte den König in seinem Vorsatze.

Die galante Dame nämlich begann, als sie merkte, daß Ludwig anfing sich dem Pietismus zuzuneigen, ebenfalls eine große Vorliebe dafür an den Tag zu legen. Sie verschmähte es nicht ihre schönen Hände zu gebrauchen um für die Armen zu arbeiten. Auch glaubte sie durch Gebete, Almosen und Absolutionen sich nicht allein Gott, sondern auch hauptsächlich ihrem Geliebten angenehm zu machen.

In diesem Glauben begab sie sich eines schönen Tages zu dem Pfarrer eines Dorfes, um von ihm das heilige Abendmahl zu nehmen. Der Mann Gottes aber, als er ihren Namen hörte, verweigerte ihr dasselbe, indem er rief: Was, Sie sind diese Frau von Montespan, welche ganz Frankreich schändet! Gehen Sie, Madame, und verzichten Sie erst auf ihren sträflichen Umgang, ehe

Sie hierher vor dieses fürchterliche Tribunal des höchsten Richters treten!

Die Marquise, von dieser Anrede auf das Höchste erschreckt und beleidigt, stürzte zum Könige um sich mit weinenden Augen darüber zu beklagen. Bestrafen Sie diesen frechen Priester, sagte sie, der es gewagt hat, Sie in meiner Person zu beleidigen.

Nicht doch, erwiderte Ludwig, nicht doch, Madame seien Sie diesem Pfarrer dankbar, der Sie verhindert hat, die wichtigste Handlung unseres Lebens zu entheiligen.

Da er übrigens bald darauf eine Besichtigung der Armee abhielt, so beschloß er, nach der Rückkehr von dieser, Frau von Montespan nicht wieder zu sehen.

Aber, was kann das helfen? sprachen die einsichtsvollen Leute der damaligen Zeit. Wenn er die Marquise verbannt, so wird er sich eine andere Maitresse erwählen. Es sind Damen genug vorhanden, die ihre ganze Kokketterie und alle ihre Reize aufzubieten die Absicht haben, um die erledigte Stelle im Herzen des Monarchen einzunehmen.

Dies war auch in der That der Fall. Kaum wurde es ruchbar, daß Ludwig sich von der Frau von Montespan trennen wolle, so traten eine Masse weiblicher Helden auf den Schauplatz, um ihren Sitz zu erobern. Eine Frau von Luyne und eine Madame de la Ferté zeichneten sich besonders bei diesem Kampfe aus. Der König aber, dem ein Hofmann eine Gesellschaftsdame

der Marie Louise von Orléans, Elisabeth von Grancey, anbot, indem er ihm dabei versicherte daß er die ganze Autorität seiner Vetterschaft und den Eifer eines alten Dieners anwenden würde sie in seine Arme zu führen, diesem Hofmanne entgegnete der König lächelnd: Lieber wir sind beide zu alt: Sie um ein Mädchen von fünfzehn Jahren zu verführen und ich, um sie zu lieben!

Man ersieht daraus, daß Louis quatorze wirklich ein wenig der Ansicht war, seinen Lebenswandel zu ändern. Bossuet und einige andere Moralisten benutzten diese Gelegenheit ihn darin zu bestärken und vor allem der Marquise von Montespan zu entreißen. Es muß ein Gewaltstreich geschehen, sagten sie. Sie müssen dieses Bündniß brechen und damit es nicht mehr angeknüpft werden könne, die Maitresse verbannen. Seien Sie stark, Majestät, erinnern Sie sich der Maxime des Du Sage, „que pour ne pas tomber dans le péril, il fallait le fuir."

Die Majestät entschloß sich dazu. Sie willigte ein, die Marquise noch einmal in Gegenwart eben dieser guten Moralisten zu sehen und zu sprechen, um ihr zu sagen, daß ferner keine Vereinigung zwischen ihnen stattfinden könne.

Es war ein feierlicher Moment, diese Zusammenkunft. Die Hofleute erschienen ernst und würdevoll. Sie senkten die Blicke zur Erde, sie gingen leise und wagten kaum zu reden. Der König war still, die Marquise bleich und

verstört. Da man von beiden Seiten keine rechten Worte finden konnte, zog die Frau von Montespan den Monarchen in eine Fensternische. Hier entspann sich ein Gespräch, das ziemlich lebhaft wurde.

Ah, sprachen die Cavaliere, jetzt giebt er ihr den Abschied. Jetzt sagt er ihr ein ewiges Lebewohl! Die arme Marquise, wie sie weint, fügten die Damen hinzu. Ja, es ist ein rührender Auftritt, schloß der Herr von Bossuet. Nur ein Regent wie unser Louis le grand konnte es über sich bringen ihn zu Ende zu führen.

Er that es. Er ergriff die Marquise von Montespan bei der Hand, führte sie mitten durch die gerührten Hofleute hindurch und sagte: es bleibt, wie es gewesen.

Es bleibt, wie es gewesen! Das war vor der Hand das Ende des Liedes, auf dessen Ausgang man in der ganzen Welt die größeste Spannung zeigte. Es bleibt, wie es gewesen! Hélas! sagte Herr von Bossuet, quels casuistes tiendront contre l'éloquence de deux beaux yeux?

Indeß diese Beredsamkeit zweier schöner Augen sollte und konnte auf die Länge doch nicht mehr triumphiren. Ludwig war nur noch auf Augenblicke zu entzücken und hinzureißen. Die Gewissensscrupel, die trüben Gedanken, die bösen Träume mehrten sich. Er fuhr manchmal im Schlafe auf, er büßte von seiner Ruhe ein, wie das im Alter gewöhnlich ist.

In solchen Augenblicken fand er sich dann ganz

allein. Die Hofleute waren fern, die Dienerschaft schlief. Es erhob sich keine Musik, keine Kerzen strahlten. Die Nacht war still, der Mond schien zum Fenster herein, die Uhren schlugen.

Wie melancholisch! Wie trist! Auch Könige können einsam sein und Reue haben. Ludwig empfand das. Er starrte vor sich hin, er drehte und wendete sich. Er seufzte: ich bin ein Sünder. Ich muß Buße thun!

Am Morgen erhob er sich traurig. Sein Auge war finster; sein Mund war geschlossen. Der König ist übler Laune, hieß es, man muß ihn zerstreuen.

Nun kamen die Minister, die Höflinge, die schönen Damen. Wie gesund sehen Eure Majestät aus! Wie schön! Wie glückverkündend! Wie glorreich! Wie groß! erscholl es von allen Seiten. O, sagte der König in sich, wie verachte ich sie, diese erbärmlichen Kreaturen! Sie kriechen vor einem Thoren! Sie beten einen Verbrecher an!

Lächeln Sie nicht, rief er der Marquise von Montespan zu, ich kann es nicht sehen. Die Zeit ist vorüber; die schönen Tage sind hin. Wir müssen weinen, Madame!

Sie weinte. Sie floh in ihre Zimmer, sie riß die seidenen Kleider, den Schmuck, die Spitzen vom Leibe, sie rief: Es ist alles aus. Genug der Freude, der Lust, der süßen Stunden! Die Trauer kommt.

Ja freilich kommt sie, aber erinnere dich, schöne Mar-

quise, der Worte, die du der armen La Vallière sagtest. Du sagtest ihr: Beruhige dich! Die Sonne scheint wieder, die Blumen blühn, der Thau erglänzt! Vergaßest du das? Was jammerst du?

Sie jammerte, weil sie dadurch den König auf's Neue zu fesseln hoffte. Das wird ihn rühren, meinte sie, das wird ihm das Herz bewegen. Doch darin täuschte sie sich. Nicht zu ihr, sondern zur Madame Scarron fühlte der König sich hingezogen.

Er besuchte sie öfter, er hörte ihr aufmerksam zu. Um die Marquise von Montespan kümmerte er sich nicht. Er ließ es geschehen, daß sie sich zurückzog, daß sie zur Königin ging und diese mit weinenden Augen um Verzeihung bat. Sie erhielt sie leicht von ihr. Die gute Marie Therese wurde gerührt von ihren Thränen und Bitten; sie antwortete auf das Gesuch ihrer Oberhofmeisterin sie ihrer Stellung und aus ihrem Hause zu entlassen: „Vous avez péché auprès de moi: c'est auprès de moi, que vous ferrez pénitence.“

Diese Buße war grausam genug. Denn die Marquise, die sich derselben nur unterzog, weil sie immer noch hoffte, den König wieder an sich zu fesseln, mußte sehen, wie er sich täglich mehr zu der Erzieherin ihrer Kinder neigte.

Wie oft bereute sie nun, Diese von der Abreise nach Portugal zurückgehalten zu haben. O, wäre sie gegangen, seufzte sie. Sie raubte mir nun nicht die

Liebe meiner Kinder, nicht die ihres Vaters. O, diese prüde, devote Person, wie hasse ich sie! rief sie oft, und ließ es sie nicht weniger selten merken. Est-ce à une petite Gouvernante de mes enfans à me contredire! rief sie eines Tages höhnisch, als sich Madame Scarron, die aber bereits zur Marquise von Maintenon erhoben war, gegen einen ihr gemachten Vorwurf vertheidigen wollte. S'il est honteux d'être leur Gouvernante, fragte Diese ruhig, que sera-ce d'être leur mère?

Darauf konnte diese freilich nichts erwiedern; sie schwieg. Die Marquise von Maintenon aber beklagte sich über dieses Benehmen beim Könige, der sehr ärgerlich zu Louvois sagte: Il m'est plus aisé de donner la paix à l'Europe, que de la donner à deux femmes. Dennoch versuchte er es. Er ermahnte die eine Marquise nachsichtig, die andere geduldig zu sein. Die Montespan, ist nicht hart, sagte er. Sie weint, wenn man in ihrer Gegenwart von den Unglücklichen spricht.

Diese Unglücklichen, aber rief die Maintenon aus, wer macht sie, als die Marquise von Montespan! Sie will keine Ruhe, keinen Frieden, kein Glück, sonst würde sie schon lange einen Platz verlassen haben, der ihr nicht zukommt!

Diesen Platz aber wollte und konnte der König der Marquise von Montespan noch nicht ganz versagen. Er war ein schwacher Charakter. Er vermochte zu keinem rechten Entschlusse zu kommen. Er liebte die Maitresse

nicht mehr, aber er litt sie, weil sie nicht ging Er konnte ihr keine harten Worte geben, keine reine Wahrheit sagen. Deswegen ertrug er es, daß sich dann und wann das Verhältniß ganz in der alten Vertraulichkeit herzustellen schien. Es gab Tage, an denen er der Marquise von Montespan alle Launen und Capricen erlaubte und es zugab, daß sie ihren Kopf auf seine Schulter legte, mit einer Miene, die sagen wollte: er liebt mich mehr, denn je!

Daß dies aber nicht der Fall war, empfand niemand besser als sie. Sie wußte, daß selbst ihre Kinder, statt den König ihr geneigt zu machen, durch ihren geweckten Geist und ihre Liebe zur Erzieherin dazu beitrugen ihn von ihr zu entfernen. Er konnte sich stundenlang mit dem Duc du Maine unterhalten und sich von der Marquise von Maintenon erzählen lassen, die der kleine Prinz über Alles liebte.

Er hinkte, dieser legitimirte Sohn der Marquise von Montespan, gleichsam zur Rache für die Spöttereien, die sich seine Mutter über denselben Fehler bei der unglücklichen La Vallière erlaubt hatte. Nichts destoweniger aber war er von Lebhaftigkeit und Geist, so daß Ludwig, der ihm besonders gewogen war, von ihm sagte: qu'il ne boiterait pas dans la carrière de la gloire.

Der kleine Herr schien derselben Meinung zu sein. Seine Lust zu Ruhm und Thaten, drückte er in einer Antwort aus, die er dem Prinzen von Condé gab, als

dieser sich darüber beklagte, daß er zu großen Lärmen mache. „Plût à Dieu, Monsieur, sagte er, que je fisse autant que vous!“

Daß er ihn nicht gemacht hat, ist ein Beweis mehr für die Richtigkeit jenes Ausspruches, der da besagt, daß kluge Kinder dumme Menschen werden. Der Duc du Maine zum wenigsten hat sich niemals anders, als durch *eine* große Verehrung und Liebe für die Marquise von Maintenon ausgezeichnet, welche im Ansehn und in der Gunst des Königs zu heben seine kindischen Aeußerungen nicht wenig beigetragen haben.

Die Marquise von Montespan hatte sich also selbst die Menschen geboren, die am meisten dazu halfen, den Sieg ihrer Nachfolgerin vollständig zu machen.

Ueber ihre völlige Ungnade, die sie im Jahre 1679 erfuhr, berichten die Memoiren der Madame de Maintenon, die von einer sehr unterrichteten und ziemlich unpartheiischen Hand geschrieben zu sein scheinen, die folgenden näheren Umstände. „Madame de Montespan, heißt es, craignit que le Comte de Toulouse (ihr letzter Sohn) ne lui eût laissé quelque incommodité qui inspirât au Roi du dégout. Elle eût l'imprudence de s'en éclarcir et le Roi, la cruauté d'en convenir. Il revenait de la chasse, il était en sueur. Madame de Montespan, encore plus outrée de la froideur avec laquelle on l'insultait, que de l'insulte même, lui répondit avec emportement, qu'il pouvait bien

souffrir ses défauts, puisqu'elle avait si long-temps souffert les siens et lui en reprocha un que l'amour embitieux tolère quelquefois et que l'amour sensuel ne pardonne jamais. Ce trait perça le coeur du Roi et n'en put jamais être arraché. Envain Madame de Montespan à genoux embrassa ses pieds, on la releva, sans lui montrer ni haine, ni amour, ni pitié."

Nach diesem ist sie nie wieder in Gunst gekommen. Die Neigung des Königs für die Marquise von Maintenon aber trat alle Tage deutlicher hervor. Sie wurde dame d'Atour bei der Dauphine und erhielt sehr häufig die Besuche des Königs, der Stundenlang die ernstesten Gespräche mit ihr führte.

Die Frau von Montespan, die umsonst geweint, gefleht, gebetet, Ludwig aber nicht mehr an sich gezogen hatte, versuchte zuletzt dies durch die Vermittlung der ehemaligen Gouvernante zu Wege zu bringen. Sie sah, daß diese durchaus keine Anstalten machte eine Maitresse zu werden. Sie putzte sich nicht, sie warf keine Blicke, sie lächelte nicht mit jener verführerischen Art, welcher die Männer umsonst zu widerstehen trachten. Sie that nichts, als lange Reden halten, als kluge Antworten geben. Das läßt das Herz des Königs frei, dachte die Frau von Montespan, das beschäftigt nur seinen Verstand. Laßt mich sehen, ob ich nicht noch einmal die Herrschaft gewinne.

In dieser Absicht näherte sie sich der Marquise von Maintenon. Sie besuchte sie und erwies ihr Freundlichkeiten. An den König schrieb sie Briefe mit jener begeisterten Liebe ihrer ersten schönen Zeit. Sie sprach von dem Glücke in seine Augen sehen zu können; von der Seligkeit dem Schlage seines Herzens lauschen zu dürfen. Kurz von allen den tausend kleinen süßen Dingen, die in den Augen der Liebenden so reizend und zauberisch erscheinen, Louis quatorze aber wie längst verrauschte Mährchen klangen, über die er lächeln mußte. Sie ist närrisch, die gute Marquise da; sie schwärmt, sagte er. Da ihm dieses Schwärmen aber doch etwas schmeichelhaft war, so konnte er es nicht unterlassen das Schreiben der Maintenon zu zeigen. Ach, rief Diese, immer die alten Thorheiten! Immer die alten Schwächen! Euer Majestät müssen diesem Treiben ein Ende machen! Ja wohl, erwiederte Ludwig, ja wohl. Sagen Sie der Unglücklichen, daß ich von ihr nicht mehr geliebt sein wolle und daß sie sich in Zukunft jeden Gedanken an mich aus dem Sinne schlagen möge.

Die Marquise von Maintenon beeilte sich diesen Auftrag auszuführen. Sie sind es Gott, dem Könige und ihrer eigenen Ehre schuldig, Ihrer Leidenschaft sich zu entschlagen! rief sie der Frau von Montespan zu, die in Thränen, Klagen und die Worte ausbrach: Dann muß man mir das Herz ausreißen! Ich kann nicht leben, ohne ihn zu sehn! Ich muß sterben wenn er mich verbannt!

Als Ludwig das hörte, sagte er: laßt sie. Ich will sie nicht zur Verzweiflung bringen. Sie mag am Hofe bleiben. Sie ist die Mutter meiner Kinder.

So blieb sie denn. Sie erschien in den Cirkeln, bei den Festen, auf den Bällen, ihr Auge immer auf den König gerichtet, der sie nicht mehr suchte, nicht mehr begehrte, nicht mehr liebte. Es müssen traurige Zeiten gewesen sein, die sie durchlebte. Sie wußte nicht zu entsagen; sie verstand nicht zu resigniren. Sie hatte nicht den Muth der La Vallière, eine Liebe aufzugeben, die sie verloren hatte; einen Schauplatz zu verlassen, auf dem sie nur noch Erniedrigungen finden konnte.

Die Erniedrigungen waren ohne Zweifel die schrecklichste Strafe, die ihr zuertheilt werden konnte. Sie sah sich nach und nach überall zurückgestellt, ausgeschlossen, verlassen und lächerlich gemacht. Man ersann Bonmots, beißende Epigramme auf sie. Man nahm sie zum Stichblatte des Witzes. Die Memoiren der Maintenon, erwähnen eine Carrikatur, von der es heißt: „La Vallière etait répresentée la main sur le coeur du Roi, Mademoiselle de Fontanges l'avait sur la bourse, Mad. de Montespan l'avait ailleurs et Mad. de Maintenon portait la sienne sur la couronne.“

Die Marquise von Maintenon konnte dies wirklich, denn sie war in der Gunst des Monarchen aufs höchste gestiegen und die Königin war gestorben.

„Depuis vingt-trois ans, sagte der König frostig, als er ihren Tod erfuhr, que nous sommes ensemble, voilà le premier chagrin, qu'elle m'ait donné.“

Er vergaß sie schnell. Er heirathete die Marquise von Maintenon und verbannte die Montespan, um wie er sagte, dadurch l'odeur de son péché von sich zu entfernen.

Diese zog sich nach Paris zurück, wo sie eine Pension von tausend oder wie die Memoiren der Maintenon sagen von zweitausend Louis monatlich ausgezahlt erhielt. Es wird erzählt, daß sie in ihrem Alter geizig geworden und immer in der Angst gelebt habe, bestohlen zu werden. Sie betete viel, trug Bußkleider und wurde Jansenistin. Die Neigung für den König bewahrte sie bis zu ihrem letzten Augenblicke. Wenn er sich in Marly aufhielt, begab sie sich nach Clagny, wo sie ein Haus besaß. Wenn er in Fontainebleau lebte, besuchte sie Petit-Bourg. Sie konnte dort Stunden zubringen, um sein Vorüberfahren abzuwarten. Ach was mag sie dabei gedacht und empfunden haben? Es ist so traurig, vergessen sein und vom Glück nur die Erinnerung, von dem Glanz nur das Geld und vom Geliebten nichts als das Wagengerassel und den Staub der Straße zu haben.

Vielleicht, daß sie dabei seufzte und sich leise weinend sagte: so war mein Leben! Eine große Leidenschaft fuhr eilend hindurch; was zurück blieb ist nichts, als Brast der Gefühle, als Spreu der Thränen.

Sie starb am 28. Mai 1707 zu Bourbon l'Archambault. Es war ein schöner Tag, die Veilchen blüheten, die Nachtigall schlug. Sie lag allein, umgeben von fremden Menschen. Als ihr Sohn der Marquis d'Antin gerufen wurde, kam er nur um sich ihre Kassette geben zu lassen und den Schlüssel dazu von der röchelnden Brust seiner Mutter zu nehmen. Er seufzte, klagte und jammerte nicht. Er verließ sie ohne ein Wort der Rührung, ohne eine Zeichen der Trauer. Sie wurde von Niemandem beweint.

Françoise d'Aubigné,
Marquise de Maintenon.

Es sind wenig Personen in der Welt so verschieden beurtheilt worden, als die Marquise von Maintenon. Die Einen sagen: sie sei eine fromme, die Anderen sie sei eine heuchlerische Person gewesen. Hier wird ihr Geist, Charakter und Größe zugestanden: dort jedes gute Gefühl abgeleugnet und behauptet: sie habe ihr ganzes Leben hindurch Verstellung geübt.

Was uns betrifft, so möchten wir weder das Erste noch das Zweite als richtig anerkennen. Die Marquise von Maintenon, war unsrer Meinung nach, eine eigene Natur, die man nicht nach dem gewöhnlichen Maaßstabe beurtheilen kann, sondern von einem isolirten Standpunkte aus betrachten muß. Sie schien dafür geboren, eine ewige Krankenpflegerin und Kindererzieherin zu sein, denn ihr Wesen besaß eine gewisse kühle Bedachtsamkeit, eine gewisse ruhige Ueberlegung, die sie ganz für diese Beschäftigungen geeignet finden ließ. Das Herz scheint nie bei ihr eine große Rolle gespielt zu haben. Man weiß

nichts von einer mächtigen Leidenschaft, von einer gewaltsamen Emotion. Ihr Verstand trat immer überwiegend hervor. Sie war eine Philosophin von Geburt, die es liebte aus allem eine Nutzanwendung, eine Moral, eine Sentenz zu ziehen. Die Altklugheit kam frühzeitig, schon als Kind, bei ihr zum Vorschein und trug hauptsächlich dazu bei, ihr etwas von einer alten Jungfer zu verleihen, welches Element nie in ihr zu verkennen war. Sie zeigte sich prüde, devot und gewißermaßen von vornherein resignirt. Sie verzichtete auf Vergnügen, Glanz und irdische Freude. Es hatte das Alles keinen Reiz für sie. Sie träumte nicht von dem Tausend und Eine Nacht der Plaisirs, von dem Mährchen der Liebe, von der Sage des Glücks. Das sind Illusionen, sagte sie, schillernde Sterne einer Sommernacht. Dafür kann ich mich nicht begeistern, nicht schwärmen. Ich weiß, das geht vorüber. Der Morgen kommt, das ewige Licht erscheint. Was vor diesem nicht besteht, das fesselt mich nicht, das füllt meine Seele nicht an.

Ihre Seele war ohne Rausch, ohne Enthusiasmus. Es bauschten sich darin keine sinnlichen Empfindungen, keine thörichten Wünsche, keine heißen Begierden. Es war Alles ernst, frostig und knapp darin. Die Gedanken schweiften nicht aus, die Gefühle lärmten nicht, es gab keine Bachanalien der Phantasie darin. Im Gegentheil, es herrschte eine stete gleichförmige Stille darin, von der umgeben, der Glaube an Gott, an Jenseits, an

ein ewiges Leben sich kund gab. Ihr Geist war klösterlich. Alle Regungen desselben trugen den Schleier; ihre Impromptü's, ihre Reflexionen, ihre Aussprüche hielten den Rosenkranz. Sie zeigten niemals Ueppigkeit, niemals Freude am Irdischen; immer lag etwas Einsames, Weltentsagendes darin.

Dies war es hauptsächlich, was Ludwig den Vierzehnten zu ihr hinzog. Mit der La Vallière ist er glücklich, mit der Montespan frivol, mit der Marquise von Maintenon aber bigot gewesen. Die Angst kam über ihn; er dachte an's Sterben. Was nutzte ihm das Lächeln, der Glanz, der Sinnenrausch; er wußte, es liegt ein Grab darunter. Seine Sinne erschlafften. Die Zeit war vorüber, wo ihn ein schönes Auge begeisterte, eine entblößte Brust entflammte, eine üppige Hüfte reizte. Er empfand Langeweile bei den Schönheiten seines Hofes, bei den Festen Versailles, bei den Jagden Saint Clouds. Manchmal überkam es ihn, als wenn er weinen müßte. Er sagte: ich habe nicht Recht gethan. Ich vergaß das Glück meiner Völker, den Frieden der Welt. Ich habe Armeen meinem Ehrgeize, Millionen meinem Vergnügen, und meinem Stolze die Ruhe meiner Nachfolger geopfert.

Mit diesen Vorwürfen, die er sich machen mußte, mochte es wohl geschehen, daß die leise Ahnung einer Revolution Schatten in seine Seele warf, die leer und öde stand. Im warmen Sonnenstrahl des Glücks war sie

voll Glanz, voll Größe, voll Ruhm, aber jetzt, wo dieser erloschen, lag sie voll Angst und Besorgniß. Sie konnte sich nicht stützen auf große Thaten, auf die Liebe des Volks, auf den Enthusiasmus der Künste. Die Siege verschollen, die Nation klagte, die Poeten verstummten. Was blieb von seinen Festen, seinen Feldzügen, seinen Liebschaften? Ein erschöpfter Schatz, ein von seinen Bewohnern entblößtes Land, ein verödetes Herz.

Ein verödetes Herz, das war das Schlimmste. Von den Einkünften konnte er manchmal denken, daß sie sich mehren, von seinem Reiche, daß es sich bevölkern würde. Aber von seinem verödeten Herzen konnte er sich nicht einbilden, daß es wieder lieben, schwelgen und schwärmen werde. Er wußte, daß es ihm bleiben müsse. Was nun beginnen mit ihm, daß es ihm nicht schmerze, daß es ihm keine böse Stunden, keine Langeweile mache? Er kannte keine Mittel dagegen. Er hatte nicht gelernt: es großen Empfindungen hinzugeben; er verstand es nicht, die eigene Vernunft zu seinem Gesellschafter herbei zu rufen. Dazu besaß er zu wenig Charakter, zu geringe Bildung, zu kärgliche Kenntnisse. Nicht einmal zu lesen wußte er. Die Bücher ennuyirten ihn. Er hatte nicht die Geduld gelernt, den Fußtapfen des Gedankens, den gedruckten Worten zu folgen. Er verirrte und verlor sich darin. Der Sinn für das Verständniß fehlte ihm und damit natürlich jener Ariadnefaden, der den Leser

durch die Labyrinthe der Sätze und die Mysterien ihrer Constructionen führt. Er brauchte einen Führer, einen Leiter dazu. Diesen fand er in der Marquise von Maintenon.

Sie war es, die ihm vorlas oder vorlesen ließ, ihm Erklärungen und Erörterungen gab. Ihre Liebe oder ihr Ehrgeiz hatte Muth genug, auf den traurigen Stoppeln seines Herzens Genüge zu finden. Ihr Geist wurde der Stab seines erbärmlichen Alters. Sie erhob ihn mit ihrem Gespräche, beruhigte ihn mit ihrer frommen Unterhaltung und gewährte ihm mit der scheinbaren Unterordnung ihres Wesens den Triumph einer Willenshoheit, die er sich immer zugeschrieben, obschon er sie eigentlich nie besessen. „Née dans la misère, sagt Duclos, elle avait souvent été obligée pour en sortir, de se plier aux différens caractéres; cette habitude lui fut d'un grand secours auprès du roi. Elle savait que le faible de ce prince, jaloux de son autorité, était de paraître tout faire par lui-même; elle en tirait jusqu'aux moyens de le faire vouloir ce qu'elle désirait. Toujours dans la contrainte, d'abord pour subsister; ensuite pour s'élèver, enfin pour régner, elle ne fut jamais heureuse, et n'a mérité l'excès, ni des satires ni des éloges, dont elle a été l'objet.“

Duclos, der das ganze Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten und Ludwig des Funfzehnten auf eine sehr nüchterne Weise aufgreift und in der Sorge immer recht

unpartheiisch zu erscheinen, eigentlich nie zu einer entschiedenen Zu- oder Abneigung gelangt, sieht auch die Marquise von Maintenon in einem zu gleichgültigen Lichte an. Es ist freilich wahr, daß man sie nicht lieben, nicht hinreißend nicht bezaubernd finden kann, aber eine gewisse ruhige Bewunderung muß man ihr jedenfalls zollen.

Der Verfasser ihrer Memoiren sagt: „Les lettres de Mad. de Maintenon, ces lettres où son coeur se montre sans arts, et où l'esprit même est naturel, ont dissipé la plupart des doutes, qu'on avait formés sur son caractère et sur son état. Elle était flétrie par la postérité de ceux, qui l'avaient encensée pendant sa vie, comme si les enfans avaient voulu se venger des soumissions, peut-être des bassesses de leur pères, en attaquant une vertu, qui pouvait seule les justifier. Ce que la cour a de plus respectable, et Paris de plus judicieux, est revenu avec plaisir de ses préventions: et Mad. de Maintenon, qui n'avait encore été qu'un problême, que chacun tentait de résoudre d'après ses lumières ou ses vices, peut enfin paraître ses véritables traits."

Diese wirklichen Züge, die der Autor dieser Memoiren darzeigt, weil die Entstellung derselben, wie er mit Emphase ausruft „découragent la vertu, violent l'honnêteté publique" mögen zwar nicht immer ganz

genau und ähnlich, sondern oft sehr merklich verschönt und idealisirt sein, dennoch scheinen sie der Wahrheit näher als fast alle anderen literarischen Entwürfe zu kommen, aus welchem Grunde in dem vorliegenden Werke auch besonders darauf gefußt werden soll.

Um aber das Wesen der Marquise von Maintenon in allen Theilen darzustellen und zu charakterisiren, wird es nöthig sein, hier vorerst auf ihre frühere Zeit zurückzukommen. Wie man bei einem großen Flusse gern nach der kleinen Quelle seines Ursprunges forscht, so liebt man es auch in dem Leben geschichtlicher Personen nach der Familie und den engern Verhältnissen zu fragen, aus denen sie hervorgegangen.

Was nun speziell Françoise d'Aubigné betrifft, so wurde diese am 27. November 1635 in einem Kerker der Conciergerie von Niort geboren, in welchen ihr Vater, der eine wilde, excentrische Natur gewesen zu sein scheint, wegen Veruntreuung der National-Interessen geworfen worden war. Die Mutter, die ihn in seine Haft begleitet, kam in dieser mit ihrem dritten Kinde Françoise nieder.

Die Frau von Villette, eine Verwandte d'Aubigné's, besuchte sie im Gefängnisse und nahm, da sie die Unglücklichen umgeben von allen Schrecken des Elendes sah, die Neugeborene und die beiden älteren Kinder mit sich auf ihr Schloß Murcay.

Später, als d'Aubigné in einen bessern Gewahrsam

nach Chateau-Trompette kam, forderte die Mutter ihre Kinder zurück und nahm sie, als ihr Mann endlich befreit wurde und nach Amerika übersiedelte, dahin mit.

Auf dieser Reise, wird erzählt, wurde die kleine Françoise krank und kam dem Tode so nahe, daß man sie sogar eine Weile für wirklich gestorben hielt und in das Meer senken wollte. Die Mutter, heißt es, hielt sie in ihren Armen, weinte, seufzte und suchte sie an ihrer Brust zu erwärmen. Der Vater aber, ermüdet von dem nutzlosen Jammergeschrei, wie er wähnte, und in der Besorgniß, daß der längere Anblick der kleinen Todten seine Frau um die Besinnung bringen werde, versuchte endlich selbst, sie ihren Händen zu entwinden. Ein Matrose sollte die Leiche in das Meer werfen, wozu die Segeldecke schon bereit lag und die Kanone, die dabei abgeschossen zu werden pflegt, schon geladen war. Bei den letzten verzweiflungsvollen Küssen, die Madame d'Aubigné ihrer armen, kleinen, kalten Tochter geben wollte, fühlte sie, daß das Herz derselben auf's Neue zu schlagen begann. „Madame, on ne revient pas de si loin pour peu de chose,“ sagte der Erzbischof von Metz, als die Marquise später in Marly diese Geschichte erzählte; mit welcher Aeußerung der geistliche Herr nicht Unrecht hatte, denn die merkwürdige Frau schien besonders vom Schicksale ausersehen zu sein wunderbare Erlebnisse durchzumachen.

Die Frische und Schärfe ihres Geistes verdankt sie

übrigens, wie es in den Memoiren heißt, zum größesten Theile der sorgfältigen Erziehung ihrer Mutter, die „lui faisait lire les vies de Plutarque, livre le plus propre à inspirer la vertu et à former le jugement.“ Auch versäumte sie nie, von ihr über das Gelesene Rechenschaft zu verlangen und zwar in den meisten Fällen auf schriftlichem Wege.

Davon kam es denn wohl auch, daß die Marquise später so geschickt und trefflich mit der Feder umzugehn verstand. Schon als Kind soll sie hübsche und gut stylisirte Briefe geschrieben haben, besonders an ihre Tante, die Frau von Villette, zu der sie als ihr Vater starb und die Mutter nach Frankreich heimkehrte, von der Letzteren wieder gegeben wurde.

Hier lernte sie von der guten, weichherzigen Dame die Milde und Güte für die Armen und Unglücklichen, denen sie später durch ihr ganzes Leben hindurch eine feste Stütze und eine treue Beschützerin geblieben ist. Die edlen Grundsätze ihrer Tante scheinen sich ihrem jungen Gemüthe unverlöschlich eingeprägt zu haben, obgleich sie nicht gar zu lange bei ihr verbleiben durfte, sondern später zu einer andern Verwandten, einer Frau von Neuillant gegeben wurde.

Bei Dieser wurde sie zum strengsten Katholizismus angehalten und bestimmt, den Glauben ihres Vaters, den Calvinismus aufzugeben. Dies geschah erst später in einem Kloster der Ursulinerinnen, in das sie gegeben wurde.

Hier jedoch bei ihrer Verwandten widerstand sie allen Ueberredungen: weswegen sie denn auch eben nicht das beste Leben bei derselben zu führen hatte. Sie mußte oft die niedrigsten Verrichtungen thun und sagte daher später oft mit einem leisen Lächeln, „Je commandais dans la bassecour; voila, c'est par ce gouvernement que mon règne a commencé.“

Im Kloster der Ursulinerinnen zu Niort aber wurde sie, wie schon gesagt, endlich zur strenggläubigen Katholiken gemacht. Man sprach, predigte und lehrte so lange in sie hinein, bis sie endlich den Glauben ihres Vaters und ihrer Tante Villette aufgab. Indeß, versichern die Memoiren, so streng und fest sie auch in den Grundsätzen der römischen Kirche wurde, dennoch konnte sie sich nicht entschließen, die Meinung anzunehmen, daß ihre Tante, die liebe, tugendhafte Frau auf ewig verdammt sei, weil sie nicht im Schooße der alleinseligmachenden Kirche ruhe. Das ist mir unmöglich anzunehmen oder vorauszusetzen, sagte sie und der französische Autor ihrer Biographie ruft bei dieser Gelegenheit aus: „C'était un présage heureux de la bonté de son coeur, et peut-être de la justesse de son esprit.“

Die Nonnen, fährt der Biograph in seiner Erzählung fort, konnten sie nicht ganz von dieser ihnen wenig christlich erscheinenden Idee zurückbringen, sondern mußten ihr vor der Hand gestatten, beim Eintritt in die echte Religion, noch einige Plätze im Himmel für Verwandte

und Freunde, welche der falschen anhingen, offen zu denken. Später, das wußten sie nur zu wohl, würde sie von selbst diese Nachsicht aufgeben und zu jenem gottgefälligen Eifer kommen, welcher ohne Rückhalt den Irrthum haßt und ohne Mitleid verdammt.

Die Frau von Villette aber, die bisher für ihre Nichte die Kosten der klösterlichen Pension getragen hatte, unterließ dies als sie den Religionswechsel erfuhr. Da die Nonnen aber nicht geneigt waren, sie umsonst zu beköstigen, so sah sich die Madame d'Aubigné genöthigt, ihre Tochter aus dem Kloster heraus und wieder zu sich zu nehmen. Da sie kein Vermögen besaß und sich nur von ihrer Hände Arbeit ernährte, so kann man sich denken, daß ihre Existenz nur eine sehr kümmerliche war. Sorgen und Aerger über einen Prozeß, den sie gegen unrechtmäßige Besitznahme der ihrem verstorbenen Gatten zugehörigen Güter führte, kamen dazu, ihre drückende Lage peinlicher und ihr herannahendes Ende rascher zu machen, als es im Wohlsein und Glück der Fall gewesen wäre.

Ihre Tochter beweinte sie viel und aufrichtig und kehrte, da ihr keine andere Zuflucht offen stand, zu Madame von Neuillant zurück. Von Dieser wurde sie zuerst mit Scarron, ihrem späteren Manne, bekannt gemacht. Da er als solcher und besonders auch als geistreicher Kopf und satyrischer Schriftsteller in der damaligen Zeit keine ganz unbedeutende Rolle spielte, so ist

nöthig, daß wir hier auf seine Persönlichkeit ein wenig näher einzugehen nicht unterlassen.

Der Abbé Scarron war, allen Schilderungen nach, die wir von ihm besitzen, ein Mann voll Geist, Witz und unerschöpflicher Laune, so daß er für der amüsantesten Kopf in ganz Paris gegolten hat. Man las seine kleinen Gedichte und Schriften mit großem Interesse und drängte sich zu den Abenden, an denen er seine Freunde und seine Bewunderer bei sich empfing. Ausgehen konnte er nicht, denn er war am ganzen Körper gelähmt. Sein Kopf hing auf die Brust, seine Beine vermochten nicht die geringste Bewegung zu machen. Er lag gewöhnlich auf einem Ruhebette und schrieb auf seinen Knien oder auf einer Platte, die durch zwei eiserne Arme an seinem Lager befestigt war. Nie genoß er das Glück eines Spazierganges, einer frischen Landluft, eines freien Himmels. Immer mußte er eingeschlossen bleiben in den vier Wänden seiner Wohnung, hinter verhangenen Fenstern und zugemachten Thüren. Er konnte nicht den Wald durchstreifen, nicht die Rosen blühen sehen, nicht die Nachtigallen hören. Er wußte von allen diesen Dingen nur vom Hörensagen und aus der Erinnerung von früheren Tagen.

Sie waren keine guten, keine glücklichen gewesen, aber doch, wie oft mochte er mit Vergnügen und Freude an sie zurückdenken, wenn er einsam und seufzend daniederlag. Damals konnte er doch gehen, sich frei bewegen.

Es fielen ihm alle die lustigen Streiche ein, die er mit seinen Jugendgefährten ausgeführt. Da hatte man einen Lehrer geprellt, dort einen Garten geplündert, hier eine alte Frau geneckt. Man scherzte, lachte, sprang und tummelte sich. Es war eine schöne Zeit. Wer hätte gedacht, daß ihr eine Epoche solcher Leiden und Schmerzen folgen würde, wie er sie jetzt durchleben mußte! Sie war peinvoll und gräßlich. Sie nöthigte ihn aller Lust am Leben zu entsagen, auf alle Reize des Daseins zu resigniren. Und warum? Weil er einmal eine übermüthige Thorheit begangen, weil er den Straßen-Carneval zu Mons, wie er in den französischen Provinzstädten damals Sitte war, besuchte. Er wollte lustig und heiter sein, er wollte den Tollen austreiben, wie man zu sagen pflegt. Aber unter welcher Verkleidung sollte er das thun? Er war vom geistlichen Stande, er durfte die Kirche nicht bloß geben, seinen Stand nicht compromittiren. Was beginnen? Ei nun, die Jugend hat immer Rath. Es kommt ihr auf eine Narrheit, eine Seltsamkeit, eine Betise nicht an. Dem Abbé Scarron auch nicht. Er bestrich sich den ganzen Körper mit Honig, warf sich in einen aus dem Bett geschütteten Haufen Federn und begab sich in dieser Gestalt in die öffentliche Festlichkeit.

O, wie man lachte, wie man lärmte, wie man schrie! Die Kinder fürchteten sich, die Weiber wichen auf die Seite, die Männer liefen hinterdrein. Die Maske machte Vergnügen. Man umringte sie, man riß ihr

die Federn ab, man wollte den Spaßvogel entlarven. Es ist der dumme Jaques, schrien die Einen; es ist Pierre Lerouge riefen die Andern. Scarron kam in Verlegenheit. Er durfte sich nicht erkennen lassen. Mit großer Gewalt drängte er sich daher durch den Haufen und lief davon. Aber die große Masse verfolgte ihn. Man heulte, pfiff und schrie hinter ihm her. Er wußte sich nicht mehr zu helfen. Kein Haus konnte ihn verbergen, kein Gebüsch ihn verstecken; überall spürte man ihn aus. Zuletzt wußte er sich nicht anders zu helfen, als in's Wasser zu springen und unter einer Brücke eine Zuflucht zu suchen.

Es war dort kalt, seine Glieder zitterten. Es dauerte lange, ehe die Menge sich entfernte und er davon schlüpfen konnte. Als er nach Haus kam, war er krank. Seine Nerven waren zerrüttet, Gicht und Rheumatismus bemächtigten sich seines Körpers. Er verlor die Herrschaft darüber. Er mußte dem Tanz, der Galanterie, dem Vergnügen, allen Annehmlichkeiten der menschlichen Existenz entsagen. Es blieb ihm nichts, als sein Geist, sein Witz, seine guten Launen, mit denen er sich zu entschädigen suchte. Er verfaßte Epigramme, Satyren und Schmähgedichte. Es gilt, weise sein, sagte er; wenn man das Leben nicht genießen kann, muß man es verlachen. Der Fuchs schalt die Trauben sauer, die er nicht erreichen konnte. Eh bien! Laßt mich die Freuden des Daseins verachten! Ich kann sie nicht theilen mit den Andern; ich will die Achseln darüber zu zucken.

Aber er konnte auch die Achseln nicht zucken; sein Rücken war steif. Er mußte es auf dem Papiere thun. Die Poesie wurde die Darlegerin seiner witzigen Geringschätzung, seiner beißenden Weltentsagung. In seine Verse legte er die lustige Philosophie seiner Resignation. In ihnen verspottete er den Duft der Rose, den Schein der Sterne, den Athem der Freude, die Farbe der Lust. Weil er die Entbehrung derselben nicht beweinen wollte, belächelte er sie, weil er sie nicht beklagen wollte, mokirte er sich darüber. Es war dies sein Trost, denn er zählte sich nicht zu jenen großen stoischen Naturen, die mitten im Leiden, über dem Schmerze stehen und durch hohe Betrachtungen ihren Zustand zu vergessen suchen. Scarron im Gegentheil kam keinen Augenblick über seinen elenden Zustand hinaus und alle seine Schriften sind eigentlich nichts, als lustige Glossen darüber.

Diese „Plaisanteries," wie er sie nannte, wurden auch bei Hofe gelesen. Anna von Oestreich interessirte sich besonders dafür und ließ den Verfasser derselben sogar vor sich bringen. Man muß ihm eine Einnahme, eine Anstellung, eine Titel-Versorgung verschaffen, sagten die Freunde des Dichters zu ihr. Aber welche? fragte die Königin. Er ist ja krank. Nun wohl, rief Scarron, geben mir Eure Majestät die Erlaubniß Ihr „malade en titre d'office" zu sein.

Da die Königin über diesen Einfall lächelte und ihm auch wirklich eine Pension bewilligte, so nannte ihn von

diesem Augenblicke an ganz Paris nicht anders als den „malade de la Reine.“

Als dieser „Kranke der Königin“ wurde er der Mittelpunkt aller geistreichen, witzigen und galanten Köpfe. Sein Salon war gefüllt mit berühmten, großen und schönen Namen. Die Gelehrten, die Höflinge, die lustigen Leute fanden sich darin ein und trafen hier zusammen mit den bedeutendsten und lieblichsten Frauen der damaligen Zeit

Auch Françoise d'Aubigné wurde hier eingeführt, und erregte durch ihre Schönheit und ihren Geist die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft. Besonders war es die berühmte Ninon de l'Enclos, die sich an sie schloß.

Diese Dame, von der Jules Janin, in seinem schon mehrfach erwähnten Buche „Barnave“ sagte: „moraliste en jupon, unissant la philosophie à l'amour, la décence au plaisir, elle raprochera encore une fois les hommes et les femmes, elle reforma la société qui se defait, elle corrigera la pruderie par le plaisir, le plaisir par la décence et le goût, elle corrigera son siècle,“ diese Dame fühlte sich hauptsächlich zu der jungen frischen Erscheinung hingezogen und suchte sie auf alle Weise an sich zu ziehen. Die Jugend, Frische und Schönheit der Mademoiselle d'Aubigné interessirte sie. Sie glaubte eine vielversprechende Schülerin in ihr gefunden zu haben. Sie wollte sie leben, lieben und lächeln lehren. Sie anerkannte nur einen

Zweck der menschlichen Existenz: das Glück, nur einen Cultus: das Vergnügen. Wie schön ist das Leben, sagte sie. Die Sonne scheint, die Blumen blühen, die Vögel singen. Fort mit den Seufzern, den Klagen, den Thränen! Habt keine Sorgen. Bekränzt eure Stirne mit Rosen, füllt die Becher bis zum Rande, werft euch in's Gras und koset! Man muß nur denken an Liebe, man muß nur sinnen auf Freude. Jedes Lächeln ist eine Tugend, jeder Scherz eine gute That! —

Mit diesen heiteren Grundsätzen, diesen fröhlichen Ansichten war Ninon de l'Enclos die verkörperte Weisheit der Frivolität, die lachende Pythia der Libertinage. Für sie gab es keine Rücksicht, keine Moral, keine Reue. Ihr Instinkt war das Gesetz, dem sie folgte, die Regungen ihrer Seele das Recht, dem sie nachging. Sie erkannte in sich keine andere Herrschaft an, als die der natürlichen Triebe.

Nehmen Sie sich mich zum Vorbild, sprach sie zu Françoise d'Aubigné. Sie sind jung, schön, klug. Sie verdienen meine Nachfolgerin zu werden. Fangen Sie damit an, mir den Marquis von Villarceaux untreu zu machen. Kommen Sie her, kleine Einfalt, ich will Ihnen sagen, wie sie das beginnen müssen. Zuerst lächeln Sie, zeigen Sie Ihre schönen Zähne, Ihre niedlichen Füße, legen Sie die Hand in den Schooß. Dann sehen Sie schelmisch zur Erde, heben Sie die Brust, lassen Sie den Schlag Ihres Herzens hören.

Nicht doch, erwiderte Françoise, es schlägt nicht.

Was, es schlägt nicht, rief die reizende Ninon, es schlägt nicht, wenn Sie Villarceaux sehen? Gehen Sie, es ist nicht möglich. Wer widersteht diesem feurigen Blicke, diesem schwebenden Gange, dieser strahlenden Stirne?

Ich, entgegnete die junge d'Aubigné, ich!

O, dann bedaure ich Sie, sagte Ninon. Sie werden ein tristes Leben führen. Sie werden die Schwärmereien der Liebe, die Seligkeit eines Kusses, die Reize einer pochenden Brust nicht kennen lernen. Sie werden nicht wissen, was es heißt: in's Auge des Geliebten sehn, am Athem seines Mundes hängen! O, sie werden nicht glücklich sein.

„Elle était vertueuse, hat sie später einmal über sie geäußert, moins par vice de tempérament que par faiblesse d'esprit: j'aurais voulu l'en guérir, mais elle craignait trop Dieu. Nous nous approchions tous les jours: nous ne nous unissions jamais. Si elle avait suivi mes conseils, elle ne serait pas montée où vous la voyez, mais elle eût été plus heureuse."

Françoise d'Aubigné ist es nie gewesen, auch an der Seite Ludwig des Vierzehnten nicht. Es sind Briefe und Aeußerungen von ihr bekannt, die das klar beweisen. „Quel supplice d'avoir à amuser un homme, qui n'est plus amusable! hat sie einmal geseufzt. Wie oft aber mag sie das an Scarron's Seite gethan haben. Scarron schätzte, verehrte und liebte sie, aber

er war ein kranker Mensch, ein Krüppel, ein „cul-de-jatte.“ Die Memoiren sagen: „Quand il se portait mal, elle était sa servante, quand il allait mieux, sa compagnie: quand il était rétabli, son lecteur ou son secrétaire.“

Als dieser Sekretär hatte sie besonders viel zu leiden. Scarron war frei in seinen Ausdrücken, schlüpfrig in seinen Gedichten, oft gemein in seinen Späßen. Die Züchtigkeit einer sechszehnjährigen Frau wurde oft davon verletzt. Fast in jedem Augenblicke vernahm ihr Ohr ein Wort, daß sie erröthen und nur mit zitternder Hand auf das Papier setzen konnte. „Je ne puis vous donner les plaisirs du mariage, sagte er, il faut du moins que je vous en apprenne les termes.“

Aber diese Heirath selbst, wie hat sie sich zu Stande bringen lassen, wird man fragen. Und man hat darauf zu antworten: ei nun, wie sich so etwas macht. Mademoiselle d'Aubigné war arm, sie hatte keine Eltern. Die Madame de Neuillant bettete sie nicht auf Rosen, sondern behandelte sie oft sehr hart. Du kostest mich Geld, sagte sie manchmal. Sieh, für das, was Du issest, könnte ich mir einen Shawl, einen Toque, eine Brosche kaufen. Mach', daß Du einen Mann bekommst.

Welchen, fragte Françoise sich oft selbst, wenn sie weinend auf ihrem Lager lag. Sie sind alle schlecht, alle frivol, die Männer. Sie wollen nur meine Tugend, meine Schönheit, meine Unschuld. Verführen möchte

mich Jeder, aber heirathen Keiner. Ich bringe keine Güter, kein Ansehn, keinen Glanz in das Haus. Ich bin eine arme Waise, ein Kind des Unglücks. Wer heirathet das?

Ich, sagte Scarron eines Tages, als er Mademoiselle d'Aubigné klagen hörte. Ein Mädchen, wie Sie, mein Fräulein, hat nur zwei Asyle: das Kloster oder die Ehe. Diese Freistätten stehen Ihnen offen, um sich vor den Zudringlichkeiten der Libertins und der Armuth zu retten. Wählen Sie. Wollen Sie Nonne werden, gut, ich will Ihre Eintrittssumme bezahlen. Wollen Sie heirathen, ich stehe bereit. Mein Reichthum ist klein, mein Körper ist häßlich. Bedenken Sie das und entscheiden Sie sich, für was Sie wollen. Mir ist Alles recht, ich werde zufrieden sein, wenn ich Sie der Härte der Madame de Neuillant, den Verlockungen der Reichen, den Einflüsterungen der Hofleute entzogen weiß.

Françoise überlegte. Endlich entschied sie sich für die Heirath. Scarron ist gut, sagte sie zu sich selbst, er thut so viel für dich. Als Nonne könntest du ihm das nie vergelten, aber als seine Gattin kannst du ihn pflegen, hätscheln und seine Leiden vermindern. Werde sein Weib.

Sie wurde es denn. Als beim Abschluß des Ehekontraktes der Notar fragte: welches Witthum Scarron seiner Gemahlin aussetze, sagte er: „Die Unsterblichkeit. Der Name der Königsfrauen stirbt mit ihnen, aber der der Gattin Scarrons wird ewig leben!“

„Uebrigens“ fügte er lächelnd sich zu seinen Freunden wendend hinzu, „verliert Mademoiselle d'Aubigné in der That auch nichts als ihren Namen, den ich bin l'homme du monde le plus éloigné du mariage.

Es ist leicht zu denken, daß die damalige frivole Welt ganz besonders deswegen ihre eigenen Gedanken bei dieser Heirath hatte. O, meinten die Elegants, das Fräulein von Aubigné will nur eine Gelegenheit um recht ohne Zwang Anbeter haben zu können. Scarron giebt Gesellschaften und Soiréen. Sein Salon ist der Sammelplatz der feinen Welt. Gebt Acht, man wird bald von einem Begünstigten hören.

Es war dies in der That auch sehr bald der Fall. Der Marschall d'Albert, hieß es, sei der Auserkorene. Man sah ihn täglich zu Scarron kommen. Er verwandte keinen Blick von der jungen Frau, er folgte jeder ihrer Bewegungen. Es ist richtig, sagte man, er trägt den Sieg davon.

Dieser Sieg aber scheint keine Wahrheit gewesen zu sein. Gilles Boileau schrieb zwar in einem Epigramme:

„Voi, sur quoi ton erreur se fonde,
Scarron! de croire que le monde
Te va voir pour ton entretien.
Quoi? ne vois tu pas, gross bête,
Si tu gratais un peu ta tête,
Que tu le devinerais bien?“

aber Scarron selbst und viele Andere, darunter besonders die berühmte Mademoiselle de Scüderi, traten entschieden

dagegen auf. Madame Scarron, wird erzählt, weit davon entfernt, dem Marschall d'Albert zu Gefallen zu sein, war im Gegentheil durchaus darauf bedacht, ihn mit seiner Gemahlin auszusöhnen. Diese, wird hinzugefügt, wurde deswegen auch eine der wärmsten Freundinnen der d'Aubigné, besonders nach dem Tode Scarron's, der **1660** erfolgte.

Er starb mit demselben Humore, mit dem er so lange Jahre seine großen Leiden ertragen hatte. Er bekam zuletzt einen heftigen Schlucken. „O," sagte er, „wenn ich besser werde, will ich eine hübsche Satyre auf ihn machen." Als er sein Ende fühlte, lächelte er. Was haben Sie? fragte man. „Nichts," gab er zur Antwort, „einen komischen Einfall über das Sterben. Aber mir fehlt die Lunge ihn euch zu sagen. Ich hätte nie geglaubt, daß es so leicht sei, sich über den Tod lustig zu machen!"

Das Einzige, was ihm seine letzten Stunden erschwerte, war der Gedanke an seine Frau. „Ich hinterlasse sie arm," seufzte er. „Nur mein Name bleibt ihr!"

Aber es blieb ihr nicht nur sein Name, das wäre noch angegangen, sondern zugleich auch die Schulden, die er darauf gemacht hatte. Das war ein trauriger Schatten des Ruhmes, der schon bei seinen Lebzeiten die arme Frau oft gedrückt hatte. Es war manchmal knapp hergegangen in den Soiréen. Bonmots, Satyren, witzige Einfälle und geistreiche Conversationen hatten Scarron und seine junge Frau immer bereit, aber an Backwerk,

Getränken und Speisen fehlte es oft gar sehr. Madame, flüsterte einst die Aufwärterin der liebenswürdigen Wirthin, die eben eine sehr spannende und interessante Geschichte über Tisch erzählt hatte, leise in's Ohr, Madame, noch eine solche Unterhaltung für die Gesellschaft, denn uns fehlt der Braten heute.

Ach, er fing nach Scarron's Tode erst recht zu fehlen an. Die Pension hörte auf und die arme, junge Wittwe befand sich dadurch von allen Mitteln entblößt. Zwar hatte sie Freunde und Gönner genug, die bereit standen ihr Zuflucht und reiche Geschenke zu gewähren. Aber sie mußte in Annahme derselben vorsichtig sein, weil die meisten davon sie sich nur verpflichten wollten, um ihre Zurückhaltung und Tugend dadurch wankend zu machen.

Zu den Unternehmendsten in dieser Beziehung gehörte der damalige Minister Fouquet, der weder Kostbarkeiten noch Versprechungen sparte, sie sich geneigt zu machen. „Ich besitze das Geld des ganzen Königreiches," sagte er, „und den Tarif aller Tugenden." Das Stückchen Herz, die Elle Ehrgefühl, das Quentchen Schaam, ei was, für ein Paar hundert Louis steht der ganze Kram zu Verkauf. Man muß nur zu handeln verstehn.

Diesen Handel aber, wie es scheint, verstand er nicht. Er hatte schon der La Vallière Anträge gemacht, die mit Entrüstung zurück gewiesen wurden. Bei der Madame Scarron ging es ihm nicht besser. Sie erhörte ihn nicht.

Sie sendete seine Geschenke zurück, fertigte seine Unterhändler ab und ließ seine Briefe ungelesen.

„Sie soll es büßen," rief er, „sie bekommt die Pension nicht."

Sie bekam sie wirklich nicht. Alle Gesuche, alle Bitten waren vergebens. Man hatte kein Ohr dafür. Endlich erbarmte sich die Königin Mutter wieder und genehmigte die Summe, die Scarron einst als „Kranker der Königin" erhalten.

Wer war nun glücklicher als die junge Wittwe, die mit der Monime im „Mithridate" sagen konnte:

Et veuve maintenant sans avoir eu d'époux.

Sie gab sich bei den Ursulinerinnen in der St. Jakobsstraße in Kost und verließ das Kloster nur, um die Zirkel ihrer wenigen Freundinnen zu besuchen. Besonders oft kam sie in dieser Zeit in das Haus der Marschallin d'Albert, wo sie neben dem poetisirenden Abbé Têtu, der Frau von Richelieu, der Madame de Chalais, der späteren Fürstin des Ursins, auch die Marquise von Montespan kennen lernte.

„On y faisait de grands soupers et de petits vers" heißt es in den Memoiren. Mit den letzteren zeichnete sich besonders Mad. Scarron aus. An der Leichtigkeit und Grazie des Styls erkannte man ihr natürliches, schon früh für die schriftliche Produktion gewecktes Talent, das in der Schule eines Poeten nun vollends eine schöne und elegante Ausbildung erhalten

Man schreibt ihr unter andern eine witzige Grabschrift zu, die sie auf den Abbé Têtu, der sie oft zum Stichblatte seiner poetischen Plaisanterien machte, verfaßt haben soll. Sie lautet:

„Cy gît un Abbé froid et sec,
Dont la vigeur fut endormie.
Dans les derniers tems de sa vie,
Il ne lui restait que le bec,
Dont il bequetait son amie.“

Eine andere für den Herzog von Richelieu heißt:

„Cy gît Armand; l'amour pour faire piece aux belles,
Lui donna son souris, son carquois et les ailes.“

Auf den schon mehrfach genannten Abbé Têtu machte sie, wie uns in den Memoiren mitgetheilt wird, auch noch ein niedliches Gedicht, welches eine Aehnlichkeit des angeführten Poeten mit der Magdalena auf dem Schilde einer Dorfschenke zum Gegenstande hat. Man schreibt es:

Est-ce pour flatter ma peine
Que dans un vieux cabaret
Croyant voir la Madelaine,
Je trouve votre portrait.

La marque d'amour me touche.
J'en aime la nouveauté:
On vous a fait femme et louche,
Sans nuire à la vérité.“

Diese poetischen Neckereien und Scherze waren es hauptsächlich, welche die Würze der heiteren Gesellschaft

bildeten. Man spottete, hänselte und machte sich lustig in Versen. Man sagte sich: Willkommen und Gute Nacht, wie haben Sie geschlafen und: wie geht es Ihrem Hunde, dem niedlichen Thierchen, in Reimen. Man hatte für Alles eine Strophe, für Alles ein Couplet.

Ich bin niemals glücklicher gewesen, als zu dieser Zeit, das hat die Marquise von Maintenon später sehr oft behauptet, als sie an Ludwigs Seite lebte. Man ehrte, liebte und schätzte sie allgemein. Sie stand, den Schilderungen nach, die man von ihr entwirft, damals in der schönsten Blüthe ihres Lebens. Ihre Bewegungen waren voll Grazie und Würde, ihr Lächeln entzückend, ihre Mienen edel und ihr Auge voll Geist und Glanz.

Was aber hauptsächlich reizend an ihr erschien, das war die Decenz, die in jener Epoche so gern als eine Dummheit ausgegeben wurde, bei der Madame Scarron indeß als eine bezaubernde Eigenschaft mehr angesehen werden mußte, weil man Niaiserie bei ihr nicht voraussetzen konnte. Man lächelte deswegen auch nicht darüber und schalt es albern, sondern man bewunderte vielmehr ihre Züchtigkeit, als man in dem Hôtel d'Albert bei Gelegenheit einer großen Hitze, welche die junge, schöne Wittwe nöthigte, ihren Hals zu entblößen, entdeckte, daß dieser von einer außerordentlichen Schönheit war. Jede andere Frau würde ihn benutzt haben um damit zu prunken und die Blicke der Männer herauszufordern.

Die Madame Scarron aber verbarg und verhüllte ihn, so daß man sich eingebildet hatte, es wäre ein Gebrechen daran zu verstecken. Die Entdeckung der wahren Ursache machte Sensation. Man konnte sich solche Toiletten-Enthaltsamkeit gar nicht vorstellen.

Madame Scarron, sagte man, wie mögen Sie Ihre Kleider bis an das Kinn verschlossen tragen! Sie entziehen den Augen der Welt einen Gegenstand der höchsten Vollendung. Ihr Hals ist ausgezeichnet geformt; lassen Sie ihn frei, damit er bewundert werde.

Nicht doch, gab die Wittwe des frivolen Poeten zur Antwort, nicht doch! Ich bin nicht gewohnt mit Aeußerlichkeiten zu triumphiren.

Sie war dies in der That nicht gewohnt. Sie trug niemals Schmuck, sie ging immer sehr einfach und bescheiden gekleidet. Dennoch hatte sie etwas Hoheitgebietendes, etwas Majestätisches in ihrem Wesen. Sie schien prädestinirt an der Seite eines Königs zu stehn.

Die Memoiren erzählen, daß ihr diese Bestimmung auch von einem Astrologen in voraus zugesagt worden sei. Ein Mensch, Namens Barbé, von dem berichtet wird, daß er sich mit der Sterndeuterei beschäftigte, sagte von ihr, als er sie eines Tages sah: Sie ist das Weib eines Krüppels, aber ich weiß es sehr wohl, daß sie geboren ist um Königin zu sein!

Später soll er sein Orakel mehr ausgeführt und geweissagt haben: daß sie viel Kummer und Schmerzen zu

ertragen haben, aber endlich eine Stelle einnehmen werde, deren Besitz sie sich nicht träumen lasse. Ein König wird Sie lieben, fuhr er fort, und sie werden die Zügel der Regierung leiten. Irdische Reichthümer aber werden Sie nie erwerben.

Als Diejenigen lachten, welche dieser Weissagung beiwohnten, fuhr der Sterndeuter auf und rief: Worüber lacht man hier? Man thäte besser ihr den Saum des Kleides zu küssen, als über sie zu spotten. Was in den Sternen steht, das erfüllt sich. Eines schönen Tages wird die Wittwe Scarron die Königin von Frankreich sein.

Man weiß nicht, ob Françoise d'Aubigné dieser Prophezeiung Glauben beigemessen, nur so viel ist gewiß, daß sie eine zweite Verheirathung entschiedener als früher zurückwies. Es war da unter andern ein reicher, durch seine Ausschweifungen sehr berüchtigter Marquis, der sich um sie bewarb. Ich werde alt, sagte er zu sich selbst, die Beine versagen mir den Dienst und mein Magen leidet an Digestionen. Ich muß mich aus der Welt zurückziehen, ich muß häuslich werden. Da mir aber dazu ein Wesen fehlt, daß mir die Füße reibt, das Bett wärmt und mir Unterhaltung verschafft, so will ich mich vermählen. Die Wittwe Scarron, fügte er schmunzelnd hinzu, scheint mir die geeignetste Person dazu. Sie ist hübsch, hat Geist und besitzt Uebung in der Krankenpflege. Ich glaube man kann einen Antrag wagen.

Er that es durch Vermittlung der Marschall d'Albert. O, meinte Diese, der Marquis ist eine gute Partie. Man kann ihn leicht beherrschen. Was aber die Hauptsache ist, er hat ein großes Vermögen. Gewinnen Sie sich das, liebe Freundin. Sie können es brauchen.

Ich danke, entgegnete Madame Scarron, der Mann gefällt mir nicht. Er ist sittenlos, ohne Glauben und Geist; ein häßlicher Krüppel.

Eh bien! rief die Frau Marschall, was war denn Scarron? Ich glaube, es ist kein großer Unterschied zwischen Einem, der die Gicht hat und Einem, der an der Wassersucht leidet!

O doch, erwiderte Françoise mit weinenden Augen, o doch! Der Letztere ist nichts als ein reicher Wüstling, der Erstere aber war ein genialer Dichter, dessen Ruhm mein Stolz und die Ursache meiner Pension ist.

Diese Pension aber dauerte leider nicht lange. Die Königin Mutter starb und Madame Scarron fand sich darauf wieder in ihre alte Verlegenheit zurückversetzt. Ihre ängstlichen Kümmernisse, Thränen, Bitten und Gesuche fingen aufs Neue an; blieben aber lange Zeit eben so vergeblich, wie das erste Mal. Endlich erhielt sie, wie schon erzählt worden ist, die Summe vom Könige durch Vermittlung der Marquise von Montespan bewilligt.

Dadurch wurde sie auf's Neue in Stand gesetzt sorgenlos und glücklich zu leben. Lachen Sie wieder, dichten Sie wieder, sagten ihre Freunde, Sie brauchen sich keine

trüben Gedanken mehr zu machen. Alle Noth hat ein Ende, aller Gram ist aus. Die Zukunft ist heiter, das Leben bietet Ihnen nur glückliche Stunden dar. Also fort mit dem Ernste, der tristen Stimmung, der Melancholie!

Ich bin nicht traurig, sagte Madame Scarron, ich bin nur fromm. Ich denke an Gott, an das Jenseit, an's ewige Leben!

Fi donc! rief man von allen Seiten, fi donc, das ist absurde! Wer giebt sich mit solchen Dingen ab, wenn die Sonne scheint, die Erde blüht, die Wangen glühn! Dazu behält man Zeit im Alter, wenn die grauen Haare kommen, das Podagra, die Runzeln im Gesicht!

Wie bald sind diese da! gab Françoise zur Antwort. Ich weiß nicht, ich kann mich meiner Neigung zur frommen Betrachtung nicht entziehen. Alles giebt mir Veranlassung dazu: der blaue Himmel, die weißen Wolken, die rauschenden Wasser.

Das wird vorübergehen, meinten die Freunde.

Vielleicht, sprach Françoise, vielleicht!

Indeß, es war dies nicht der Fall. Sie wurde immer pensiver, immer stiller. Endlich ließ sie sich Abbé Gobelin kommen.

Dieser Abbé Gobelin war ein seltsamer Mensch. Vom Hauptmann der Reiterei zum Mitglied der Sorbonne geworden, suchte er das Heil seiner Seele in der strengsten Buße, in der größesten Enthaltsamkeit. Er

verwarf alle Freuden, alle Vergnügungen, alles Glück. Das Lächeln galt ihm wie eine Sünde, der Scherz für ein Verbrechen. Man muß an nichts, als an die Seligkeit des Himmels denken, sagte er.

Diese Seligkeit des Himmels aber war lächerlich damals. Man zuckte die Achseln darüber. Indeß sie sollte zu Ehren, sie sollte in Mode kommen. Es ist eine alte Beobachtung, daß sich die Gegensätze berühren. Der eine Contrast erzeugt den andern. Hier in Frankreich sehen wir dies sich auf's Neue bethätigen. Mitten im Schooße der ausschweifendsten Frivolität erhob sich auf einmal die Frömmelei, der Pietismus, die Schaar der „dévots."

Als das große Genie derselben erscheint vor allen die Madame Scarron Sie hatte Talent dazu. Ihr Herz war kalt, ihre Seele stoisch, ihr Geist gewandt und fest. Sie hegte keine Leidenschaften, keine Liebe, keinen Geiz, keine Gefallsucht, sie fühlte nur Stolz, nur Drang sich auszuzeichnen.

Diesen Drang befriedigte sie einigermaßen, indem sie fromm wurde. Man bewunderte eine Frau, die voll Jugend, Schönheit und Geist es über sich vermochte, dem weltlichen Glanze zu entsagen.

Ach, die Freuden sind so schön, sagte man. Wie glücklich im Schooße eines Geliebten zu liegen, im Taumel der Geselligkeit zu schwelgen! Der Becher schäumt, die Sterne glänzen, die Augen glühn! Wohlan, laßt uns fröhlich sein!

Aber diese Fröhlichen kannten die Zukunft nicht. Sie küßten und kos'ten die Nacht hindurch, aber sie ahndeten nicht, daß am Morgen alles anders sein konnte. Die Rosen welkten, die Lippen bleichten, die Gesänge verstummten. Ludwig der Vierzehnte wurde alt und mit ihm seine ganze Epoche, sein ganzes Reich, eine ganze Welt.

Dieses Altwerden Frankreichs sah Françoise d'Aubigné voraus. Sie hatte einen historischen Instinkt dafür und mit diesem wurde sie jene weltberühmte, allmächtige Frau, als welche wir sie bald an der Seite des Königs werden erscheinen sehen.

Wie Dieser sie hatte kennen lernen, haben wir bereits erzählt. Er brauchte Ruhe für sein Gewissen, Ernst für seine Reue. Die Marquise von Maintenon *) gewährte ihm Beides. Sie wußte vortrefflich zu sprechen, besser als der Beichtvater La Chaise, denn sie war eine Frau; eine Frau von Verstand und dann eine schöne Frau. Eigenschaften, die Ludwig zu schätzen wußte.

Er liebte es: sie reden zu hören. Ihre Stimme, ihre Bewegungen, ihre Grundsätze entzückten ihn. Sie

---

*) Sie erhielt diesen Namen von einem Schlosse dieses Namens, das sie an sich kaufte. Da dies schon zu einer Zeit war, wo sich die Neigung des Königs für sie erklärte, hieß man sie, wie die Frau von Sevigné schreibt: Madame de Maintenant.

unterhielt sich mit ihm von den Freuden des Himmels, von den Engeln Gottes, vom jüngsten Tage.

Ach Madame, sagte er, wenn er ging, warum kann ich Sie nicht immer um mich, nicht stets zu meiner Seite haben?

Es geht nicht, erwiderte sie. Im Gegentheil, Majestät, wir müssen uns trennen. Ihre Besuche fallen auf. Man zischelt sich in die Ohren. Meine Ehre steht auf dem Spiele.

Freilich, dachte Ludwig, sie hat Recht. Aber trennen nein, trennen kann ich mich nicht von ihr. Ich vermag nicht zu leben ohne sie. Sie fehlt mir überall. Ich werde traurig, wenn ich sie nicht sehe; mir wird bange, wenn ich sie nicht höre. Sie muß bei mir bleiben.

Um dies möglich zu machen, entschloß er sich, sie zur Frau zu nehmen. Die Minister, die Kinder, der Hof, die ganze Welt war dagegen. Aber Ludwig setzte es durch. Er mußte die Maintenon besitzen.

Es war im Winter, in einer finsteren, sternenlosen Nacht, als die Vermählung stattfand. La Chaise, Villarceaux und der Kammerdiener Bontemps waren die Zeugen. Der Letztere holte die Braut und führte sie in die Gemächer des Königs, in denen die Ceremonie vollzogen wurde. Sie waren nur schwach erleuchtet; ein tiefes, ängstliches Schweigen herrschte. Die anwesenden Personen schritten leise über die Teppiche und schienen kaum zu

athmen. Das „Ja" des Königs wurde kaum vernehmbar.

Viele Geschichtschreiber behaupten, daß es überhaupt niemals ausgesprochen worden sei und eine Vermählung gar nicht stattgefunden habe. Indeß thun dies doch meist nur solche Historiker, die wie Limiers und Larrey von vornherein gegen die Marquise von Maintenon eingenommen sind und sie gern als eine durchaus perfide und schlechte Person erscheinen lassen wollen. Sie meinen: die Heirath sei eine bloße Erfindung ihres Kopfes, ein bloßes Mährchen ihrer Heuchelei gewesen. Sie wollte ihrem Rufe eine misteriöse Ehrenrettung verschaffen. Das ist Alles, was es wahres an diesem Gerüchte hat, heißt es.

Indeß andere Zeitgenossen der Marquise und zwar gerade solche, von denen man eine genaue Unterrichtung in dieser Sache voraussetzen kann, widerstreiten dem. La Fare, der Abbé de Choisy, La Martiniere und Reboulet nehmen die Vermählung als faktisch an. Wenn Voltaire meint, daß sie immer nur für ploblematisch am Hofe galt, so schrieb er dies gewiß nur in der diplomatischen Absicht: sie weder abzuleugnen noch zuzugeben. Gewiß aber ist, daß sie Niemand bezweifelte. Die Art, wie die Familie des Königs, die Minister, die ganze Welt und der König selbst sie behandelte, beweist sehr deutlich, daß sie, wenn auch nicht die Königin von Frankreich doch die Gemahlin Ludwig des Vierzehnten war.

Die Höflinge erzeigten ihr die höchsten Ehren und

suchten etwas darin, ihr wo es nur ging, die Huldigungen einer Majestät darzubringen. Die Herzogin von Bourgogne nannte sie: ma tante und der König: Madame. Es war nicht wohl möglich, sagt Duclos, die erste Frau des Königreiches in ihr zu verkennen. Sie saß in Gegenwart des Königs auf einer Art von Beichtstuhl und erhob sich davon nur auf einen Augenblick, wenn Monseigneur oder Monsieur eintraten. In ihren Zimmern empfing sie die „princes et princesses du sang" nur dann, wenn sie besonders um Vortritt gebeten.

Uebrigens waren diese ihre Zimmer neben denen des Königs. „Le roi, heißt es in den Memoiren, lui donna un appartement de distinction et a portée du sien."

Anfangs glaubte man, daß dies nur auf einige Tage geschehe, da es aber für immer blieb, war damit natürlich ihre Herrschaft entschieden.

Diese zeigte sich denn auch deutlich genug. Der ganze Hof veränderte sich. „Die von der Genußsucht erdachte Decorirung des Zimmers zu Zeiten der La Vallière, Fontanges und Montespan sagt Therese in ihrem Buche „Paris und die Alpenwelt," vom Schlafkloset des Königs sprechend, ein ganzes Heer von Cupidos und Grazien, einen wahren Venustempel schaffend, änderte sich plötzlich unter den strafenden Blicken der Maintenon. Die Grazien entflohen, Amor verschwand erschreckt; die Spitzendecke von Deloble machte einem dunklen Gewebe

Platz, auf dem die Fräulein von Saint-Cyr das Opfer Abrahams gestickt hatten.“

Die Jagden, die Feste, die Bälle hörten auf sinnbetäubend und frivol zu sein. Alles bekam ein ernstes, gemessenes Ansehen, das Vergnügen sogar. Man schaffte die Schminke ab, die schamlosen Trachten, die überladenen Geschmeide. Sogar die Liebhaber kamen aus der Mode, wenigstens die öffentlichen. Man suchte keine Ehre mehr in der Außerachtlassung jeder Moral und Sitte. Man befliß sich gesetzt und ehrbar zu sein. Man besuchte die Kirchen, die Messen, die Feierlichkeiten der Religion. Alle Welt zeigte Reue und Gewissensskrupel, alle Welt that Buße.

Es war erstaunlich in dieser Zeit den Hof zu sehen. Er schien wie ausgetauscht, wie umgewandelt. Die Koketten, die Libertins, die entblößten Brüste, die verführerischen Mienen, die skandaleusen Gespräche waren verschwunden. An ihrer statt sah man gute Heilige, fromme Leute, gesenkte Blicke und gefaltete Hände. Der König betet, hieß es, wohlan, laßt uns niederknien.

Dieses Niederknien geschah, wie früher das Sentimental- und Frivolsein geschah, aus niederem Schmeichelsinn für den König. Der König hatte nicht umsonst gesagt: l'état c'est moi. Wenn er lachte, war ganz Frankreich heiter; wenn er zürnte, ballte der ganze Staat die Faust; wenn er jammerte, klagte das ganze Königreich. Das ganze Königreich war damals nichts als eine Antichambre

Ludwig des Großen, die ganze Nation nichts als sein Kammerdiener. Sie lauschte nur seinen Winken, sie kannte nur seinen Willen. Sie war augendienerisch und schlecht Sie buhlte um seine Gunst.

Seine Gunst trachtete sie zu gewinnen, damals als sie zu Zeiten der La Vallière in die Sterne sah und vom guten Herzen sprach. Seine Gunst trachtete sie zu gewinnen damals, als sie im Glücke der Montespan alle schamlosen und unzüchtigen Dinge beging. Seine Gunst trachtete sie zu gewinnen, jetzt, wo sie unter der Leitung der Maintenon die Augen gen Himmel drehte und von Gott und dem ewigen Leben sprach.

Es war keine innerliche, feste Ueberzeugung, die sie demüthig und fromm machte, es war nur das Bestreben, dem Monarchen zu gefallen.

Duclos erzählt, daß eines Tages, als der König in die Kapelle zum Gebete wollte, die Stufen und Gänge zu derselben wie immer mit Betenden und Knieenden angefüllt waren. Daß aber, als der Hauptmann der königlichen Garde der Wache mittheilte, der Regent werde heute nicht kommen, einen Augenblick darauf fast sämmtliche Büßer und strenggläubige Christen verschwunden waren.

Ludwig aber ließ sich davon nicht irre machen, er hing Crucifixe in seine Zimmer, betete, unterhielt sich mit der Marquise von Maintenon und baute endlich auf deren Anregung das berühmte Fräuleinstift Saint-Cyr.

Es war am ersten Mai 1685, als man diesen Lieb-

lingsgedanken der Françoise d'Aubigné anfing in's Werk zu richten. Zweitausend sechshundert Menschen sollen daran gearbeitet haben, ihn wie über Nacht aus dem Nichts hervorzuzaubern. Der König sowohl als die Marquise besichtigten den Bau fast täglich und konnten die Stunde nicht abwarten in der er vollendet dastehen würde.

Endlich war er fertig. Die Maintenon, die bisher die Erziehung nur im Kleinen getrieben, sah sich nun in den Stand gesetzt, ihrer wie es scheint: angeborenen Neigung, im Großen nachzuhängen. Sie ließ Programme und Reglements entwerfen, sie prüfte die Lehrerinnen, sie wählte die Zöglinge aus. Es war eine Beschäftigung, die sie gänzlich anfüllte und einnahm. Um auch den König anhaltend dafür zu interessiren, wußte sie es einzurichten, daß bald nach Entstehung der Anstalt eigenthümliche und den alten Monarchen fesselnde Feierlichkeiten darin begangen wurden.

Sie veranstaltete nämlich, daß die jungen blühenden Kostgängerinnen von Saint=Cyr theatralische Vorstellungen gaben, zu denen man die „Marianne,“ „Polieuct“ „Iphigenie“ und andere Stücke wählte. Da dieselben glückten und sie unter andern an Racine schreiben konnte: „Nos petites filles viennent de jouer votre Andromaque, et l'ont si bien jouée qu'elles ne la joueront de leur vie ni aucune autre de vos pieces,“ so feuerte das den Dichter so heftig an, daß er für Saint=Cyr allein noch seine „Esther“ und seine „Athalie“ schrieb.

Diese beiden Stücke wurden mit außerordentlichem Glanze und großem Pompe aufgeführt. Die Zuschauer jauchzten und zollten den rauschendsten Beifall, dessen Aeußerung auch wieder nichts anderes als die Bethätigung jenes Schmeichelsinnes war, von dem wir schon einmal gesprochen und welcher damals ganz Frankreich charakterisirte. Er applaudirte und klaschte hier jenen Aussprüchen und Sentenzen, deren Inhalt und Kern nichts anderes, als das überschwänglichste Lob und die unverschämteste Ruhmrederei auf die Thaten des Königs waren.

Jene Fürsten des Orients, jene Alexander, jene Antoins, jene Sieger und Triumphatoren, sie sollten nichts als einen Abglanz Ludwigs des Großen darstellen. Damit aber die Deutung ja nicht unmöglich oder schwierig sei, wußte man es möglich zu machen ihnen die griechischen und römischen Kleider zu nehmen und sie einzuhüllen in die Mode jener Zeit, in die Trachten Louis quatorze's.

Dies allein war der Grund, der die Veranlassung gab, den Helden der klassischen Zeit ihren Faltenwurf, ihr Schwert und ihre Sandalen zu nehmen und sie zu bekleiden mit den hohen Perrücken, den goldbrokatnen Kleidern und den Galanteriedegen des Hofes. Es sollte und mußte äußerlich erkennbar sein, daß diese Potentaten des Morgenlandes, dieser ewige Ruhm, diese unsterbliche Größe niemand anders, als der regierende König von Frankreich sein könne. Wie das ganze Volk, die sämmtliche Nation zum Speichellecker geworden, so war es

auch die Poesie. Die Poesie verschmähte kein Mittel und keine Gelegenheit, sich vor dem Gotte Frankreichs in den Staub zu werfen.

Es ist bekannt von Racine, daß er an einem ungnädigen Blicke Ludwig's starb. Ludwig war sein Alles. Er besang ihn, wenn er Verse auf die Sonne machte, wenn er von der Rose sprach, vom Löwen dichtete. Der Taumel der Begeisterung hatte ihn erfaßt; er trat auf als das glänzende Genie der Schmeichelei, das in allen seinen dichterischen Produktionen nur den einen Gedanken hatte: Ludwig zu verherrlichen; nur den einen Zweck: seine Größe zu predigen.

Neben dieser Größe gab es nur noch eine in der Welt, die Maintenon. Der König liebte sie, der König ließ sie den Platz an seiner Seite einnehmen. Was bedurfte es mehr, um Racine für sie zu begeistern und schwärmen zu machen? Sie wurde sein Ideal aller weiblichen Größe, aller weiblichen Tugend.

„Je ne trouve qu'en vous je ne sais quelle grace,
Qui me charme toujours, et jamais ne me lasse:
De l'aimaible vertu doux et puissans attraits!“

oder:

„Oui, vos moindres discours ont des graces secrètes.
Une noble pudeur à tout ce que vous faites,
Donne un prix que n'ont point ni la pourpre ni l'or.“

sang er unter anderm, um der Neigung des Königs gleichsam eine dichterische Verklärung zu geben. Alles

in seinen Werken bezog sich auf Diesen. Seine Verse trugen alle auf den Wellen ihrer stolzen, prächtigen Rhythmen den Namen und den Ruhm Ludwig des Großen. Ueber ihn vergaß er Gott, Welt und Ewigkeit.

Würdig zur Seite in dieser Beziehung steht ihm Boileau, der die Geschichte dieses Monarchen schrieb und sie ihm selber vorlas. Da gab es ebenfalls nur Glanz, nur Triumph, nur Glück.

„L'Univers sous ton règne a-t-il des malheureux?“

sang er ihm zu in derselben Zeit, in welcher Louis das Edict von Nantes widerrief.

Dieser Widerruf war „l'acte le plus terrible de cette dévotion fanatique“ wie Duclos sagt, in welche der alternde König verfallen war. Er wollte auch über die Gewissen seiner Unterthanen allmächtig sein und nur denjenigen Glauben gelten lassen, dem er selber anhing. Was galt ihm Ueberzeugung, Heil und Seelenfrieden? Man bete, wie ich, sagte er, denn ich bin unfehlbar!

Diese Unfehlbarkeit aber wurde doch nicht ganz und überall anerkannt. Man widerstritt, trat dagegen auf und man protestirte. Da dies aber Alles nichts half, wanderte man aus. Frankreich, das durch Kriege, Luxus und Feste fast zum gänzlichen Ruine gebracht worden war, wurde nun entvölkert und von seinen besten Bürgern entblößt. Umsonst stellte und hielt man dies dem Könige vor. Er achtete nicht darauf; er sagte: „Mon royaume se purge!“

Die Marquise von Maintenon aber, die vielleicht die Einzige gewesen wäre, ihn von seiner grausamen und unpolitischen Handlung zurück zu bringen, versuchte dies nicht, weil sie wahrscheinlich fürchtete, bei den strenggläubigen Katholiken sich verdächtig zu machen. Diese hatten nicht vergessen, daß sie im Schooße des Calvinismus geboren und erst später zur alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt war. Eine dringende Bitte, ein flehendes Wort hätte sie bei'm ganzen Clerus verhaßt machen können. Der Père La Chaise mußte in der Beichte jede diesen Punkt betreffende Aeußerung, die von ihrer Seite ausging, vom Könige erfahren, denn Dieser würde sich darüber ohne Zweifel Rath bei dem Priester erholt haben. Dieser Priester aber, war er nicht ein Werkzeug der Jesuiten? Zitterte er nicht vor einer Macht, der er diente? Sicherlich, er würde nicht angestanden haben: sie anzuklagen, um seine Stelle und das ihm von der Brüderschaft geschenkte Vertrauen zu behalten. Was also sollte sie thun? Sie mußte den Widerruf geschehen lassen. Daß sie auf ihn bestanden, glauben wir eben so wenig wie der Verfasser ihrer Memoiren, nur gehen wir nicht so weit wie er bei dieser Gelegenheit zu erklären, daß sie sich überhaupt wenig um die Staatsgeschäfte bekümmert und im Ganzen nur von geringem Einflusse darauf gewesen sei.

Diese Annahme muß als eine völlig falsche und unbegründete zurückgewiesen werden. Ludwig, der immer von seiner Umgebung abhing, hing natürlich auch von

der Marquise von Maintenon ab. Ja, von ihr gerade mehr als von irgend Wem in der Welt, denn sie war eine Person, die ihm imponirte und Respekt einflößte. Sie hatte sich nie etwas in seinen Augen vergeben. Sie war kalt, ruhig und streng. Sie wußte nichts von den Thorheiten einer Liebe, von den Excessen einer Leidenschaft. Sie verlor nie die Gewalt über sich. Diese Herrschaft aber über sich selbst, war zugleich auch die über den König. Daß sie sich äußerlich davon nichts merken ließ, erscheint natürlich. Sie kannte ja seine Eitelkeit. Sie mischte sich daher nie vorlaut und brüsk in die Verhandlungen und Minister-Conseils, die in ihrem Beisein abgehalten wurden, sondern wartete ruhig bis er sie fragte oder ihre Meinung verlangte.

Er hatte eine so hohe Idee von ihrer Urtheilskraft, erzählen die Memoiren selbst, daß er eines Tages zu ihr sagte: „On donne aux papes le titre de Sainteté, aux rois celui de Majesté, celui d'Excellence a un ambassadeur; il faudrait vous appeller Votre Solidité."

Diese Solidité, diese Urtheilskraft war es, die Louis quatorze sehr wohl fühlen und anerkennen mußte. „Qu'en pense votre solidité?" fragte er oft, wenn es irgend eine Entscheidung über einen Gegenstand von Wichtigkeit galt. „Consultons la raison!" sagte er, wenn er über eine Angelegenheit mit den Ministern nicht einig werden konnte.

„La raison,“ „votre solidité“ wandte sich dann gewöhnlich von ihrem Buche oder der Handarbeit, mit der sie beschäftigt war, ab, um in kurzen, bestimmten Worten ihre Ansicht über die Dinge, die man verhandelte, darzulegen. Sie war gewöhnlich klar, deutlich und einleuchtend, so daß man ihre Nützlichkeit sehr leicht einsehen konnte.

„Sie haben Recht, sagte dann der König, wir werden uns darnach richten.“ Die Marquise aber erwiederte: Ich glaube Euer Majestät werden gut daran thun, denn meine Worte waren nur das Resultat einer Unterredung die wir neulich über diese Sache pflogen. Erinnern Sie sich Majestät: es sind Ihre Gedanken. Wie sollte ich dazu kommen? „Ce sont des affaires d'État, qui ne sont point de mon ressort.“

Der König erinnerte sich denn auch wirklich. Ja wohl, gab er zur Antwort, wir sprachen von so etwas. Es fiel mir nur gleich nicht bei. Mein Gedächtniß wird schwach. Das Ihrige aber, Madame, ist glänzend, Sie haben meine Worte gut behalten.

Das ist kein Wunder, fügte die Marquise bei. Was ein Ludwig der Große gesprochen, das vergißt man nicht.

Sie sind sehr artig, Madame, replicirte Dieser mit einem glücklichen Lächeln.

Es ist die Wahrheit, schloß die Maintenon.

Solche Auftritte ereigneten sich fast täglich. Ludwig, mußte immer mit jenen „paroles de soie“ angesprochen werden,

von welchen in der damaligen Satyre „Parisalis“ (Reine de Perse) die Rede ist und welche stets eine Huldigung für ihn enthielten. Die Marquise von Maintenon, die eben in jener Königin von Persien geschildert wird, verstand es, ihn damit zu leiten und zu fesseln. Sie kannte seinen Ehrgeiz, seine Sucht nach Schmeichelei und wußte, daß sie nur dadurch Einfluß auf ihn haben und behalten konnte. Sie übte denselben aber auf das Entschiedenste aus, denn es ist bekannt, daß sie es war, die Minister und Generäle ernannte und in ihren Briefen an Gesandte fast die ganzen auswärtigen Angelegenheiten leitete. Ihre Briefe, die gedruckt erschienen, sind die besten und schlagendsten Beweise dafür. In ihnen, besonders in denen an die Prinzessin des Ursins in Madrid und an Philipp den Fünften von Spanien, beweist sie ihre ganze politische Wichtigkeit. Sie ertheilt hier Rathschläge und spricht Maximen aus, die eine große geistige Ueberlegenheit bekunden und es klar an den Tag bringen, daß allein sie es war, welche die Zügel der Regierung lenkte, wenn sie auch schon von den Händen des Königs gehalten wurden.

Dieser, der allerdings das Talent besaß, große und pomphafte Aussprüche zu thun, sprach auch die denkwürdigen Worte aus: „Enfin les Pyrenées sont fondues.“ Aber diejenige Person, die am meisten dazu that, daß sie überwunden blieben, war die Marquise von Maintenon. Sie war unermüdlich, dem pflegmatischen Philipp zu rathen und zu helfen. Unter anderm schrieb

sie auch einmal an ihn „Je me souviens, que vous disiez un jour dans mon cabinet, qu'il fallait contraindre la jeunesse. Voici le tems se mettre cette maxime en pratique."

In diesem Anrathen zeigt sich uns zuerst die Furcht vor der Jugend, in welcher die kommende Revolution empor wuchs. Die Fürsten der damaligen Zeit ahneten dunkel die Geburt eines Mirabeau, Robespierre und Napoleon. Die Maintenon aber war es, die diese Ahnung zuerst zur Warnung machte und sagte: ihr müßt die Jugend unterdrücken; ihr müßt wie Herodes die Kindlein tödten, vielleicht, daß ihr die Revolution vernichtet.

Die Revolution aber läßt sich nicht vernichten; sie wächst und keimt unter den Festen, Ausschweifungen und Lastern der Könige fort. Eines schönen Tages steigt dann ein junger Mensch auf einen Tisch, steckt ein Lindenblatt an seinen Hut und ruft: Wir müssen uns empören. Es ist eine Schande uns tyrannisiren zu lassen. Die armen Leute, die kleinen Handwerker, die Gassenkehrer rotten sich darauf zusammen und ein Genie tritt an ihre Spitze, ein Genie, das da sagt: ich bin der Held der modernen Zeit. Folgt mir nach. Ich habe mich vor Bajonetten nicht zu fürchten, ich brauche mich vor Kanonenkugeln nicht zu scheuen. Ich bin gefeit vom Schicksal. Wenn ich sterbe, so werde ich getödtet durch eine Idee; falle ich als besiegt, so triumphirt über mich ein

Princip; wenn ich unterliege, so begraben mich die Trümmer, die ich gehäuft!

Diese Trümmer, unter denen später Mirabeau, von dem Jules Jamin behauptet, daß Frankreich niemals einen Robesspierre und einen Napoleon gekannt haben würde, wenn er länger am Leben geblieben wäre, diese Trümmer aber, unter denen später Mirabeau verschüttet wurde, damals standen sie noch in vollem Glanze, in höchster Glorie. Ludwig der Vierzehnte und Ludwig der Fünfzehnte sind der Gipfelpunkt des französischen Königthums. Die Krankheit, sagt Duclos, war es allein, welche Louis le Grand daran erinnern konnte, daß auch er nur ein Mensch war.

Sie stellte sich 1686 bei ihm ein. Es bildete sich eine Fistel in seinen Eingeweiden, die ihm Schmerzen bereitete, so oft er ein Pferd bestieg und ihn verhinderte, längere Zeit niederzusitzen. Da alle Medizin und gelinden Mittel nichts halfen, so mußte man sich entschließen eine Operation stattfinden zu lassen. Sie erfolgte nach langem Zögern und großen Vorbereitungen im Beisein der Hofärzte, des Père la Chaise, des Ministers Louvois, der Marquise von Maintenon und des Kammerdieners Bontems.

Der König bewies sich den aufbewahrten Berichten nach sehr ruhig und gemessen dabei, obwohl das Experiment kein ganz ungefährliches gewesen zu sein scheint. Die Anwesenden erbleichten, die Marquise weinte und

schrie. Ludwig aber bekämpfte den Schmerz und ließ sich keine Klage entschlüpfen.

Er hatte auch hierbei ohne Zweifel seine äußere Repräsentation im Auge, die er nie vergaß und als die Maintenon ihm nach der Kur sagte: Sire, Sie haben viel gelitten, entgegnete er darum mit jener grazieusen Würde, die ihm nicht abgeleugnet werden kann: ja, Madame, weil ich Sie in Aengsten sah.

Indeß die Aengsten hatte er bei dieser Gelegenheit gewiß nicht weniger empfunden, als die Frau, die er darüber tröstete. Der Tod rückte ihm täglich näher. Er raffte schnell nach einander Seignelai, la Feuillade und Louvois aus seiner Umgebung fort.

Colbert war ihnen schon vorausgegangen. Er starb 1683 und zwar wie die Memoiren sagen, als der „seul martyr, que le bien public ait eu: seul Ministre des Finances, qui soit mort dans son emploi.“

Der König schrieb ihm, als er auf dem Sterbebette lag, einen langen Brief, worin er seinen Verdiensten das enthusiastischte Lob angedeihen ließ. Das wird ihm die letzten Stunden versüßen, dachte er; er wird glücklich sterben, indem er meine Zeilen küssen kann.

Colbert aber, als er sie bekam, legte sie unerbrochen unter sein Kopfkissen, indem er bemerkte, daß man wenig Sinn für solche Aufmerksamkeiten habe, wenn man nahe daran sei, vor den König aller Könige zu treten.

Ludwig erschrak vor dieser Unempfindlichkeit gegen

seine Gnadenbezeigung. Der Tod ist mächtiger, als mein Wort, sagte er zu sich selber. Vor seinem Nahen schwindet mein Ansehn, mein Glanz, meine Macht. Mein Blick kann ihn nicht hemmen; mein Befehl ihm nicht Einhalt thun.

Ach, er sollte das schwer empfinden. Er sah in weniger als einem Jahre drei Generationen erlöschen. Der Dauphin, sein einziger Sohn, starb am 14. April 1711. Der Herzog von Bourgogne, kaum zum Nachfolger desselben erklärt, erblich am darauf folgenden 18. Februar, zehn Tage nach dem Ableben seiner Frau. Drei Wochen später am 8. März, hauchte auch der Herzog von Bretagne, der älteste Sohn dieser Beiden, seinen letzten Athem aus.

Ludwig wurde schwer durch diese Todesfälle in seiner Familie niedergedrückt. Schon der Verlust der Dauphine hatte ihn sehr erschüttert. „Voilà, sagte er damals zu Monseigneur, ihn an das Sterbelager ziehend, voilà, ce que deviennent les grandeurs!“

Monseigneur aber, wie es scheint, nahm sich diese triste Bemerkung nicht sehr zu Herzen. Er machte sich im Gegentheil seine Wittwerschaft so gut es ging zu Nutze und pflog ein ziemlich öffentliches Verhältniß mit einer Madame de Roure, dann, als Diese ihm untreu wurde, bevorzugte er eine damals sehr berühmte Schauspielerin de la Raisin, mit der er eine natürliche Tochter zeugte und endlich fesselte ihn eine Mademoiselle Choin,

mit welcher er, wie sein Vater mit der Maintenon, eine Gewissensehe einging.

Vergebens warnte und rieth ihm Dieser von dergleichen Dingen abzustehen, vergebens sagte er: „Mein Sohn, gieb dich nicht den Frauen anheim: du beleidigst Gott, entehrst dich bei dem Volke und wirst im Grunde genommen wenig Freude, sondern im Gegentheil vielen Kummer gewinnen. Glaube mir das, Sohn, und ziehe Nutzen von meinen Fehlern, damit ich nicht ganz vergebens gesündigt habe.“

Aber er hatte es. Der Dauphin kümmerte sich nicht um seine guten Lehren. Er gab Feten und Festgelage, er zechte und trank. Er soll leben, der „Bon-homme“ rief er aus, und die „Bonne-vieille“ auch, aber sie mögen uns mit ihrer Moral verschonen. Was fangen wir an mit ihr? Wir sind jung. Uns lacht die Liebe, uns winkt der Wein! Wir haben keine Zeit ihre frommen Regeln zu befolgen.

„Mais que deviendra la France après ma mort?“ rief der König aus.

Ach was, das hat Ludwig der Dreizehnte auch gefragt! meinte Monseigneur. Es ist eine alte Geschichte. Es wird schon gehn.

Es wird schon gehn, das sagte Frankreich auch, denn Frankreich liebte eigentlich den Dauphin. Er war sehr populär, schon darum, weil sein Vater aufgehört hatte es zu sein. Diesem verdankte man alle Lasten und

Bürden, die man trug. Dem Dauphin aber konnte man nichts davon in die Schuhe schieben. Er kümmerte sich nicht um den Staat, er dachte nicht an Politik. Wäre diese eine glückliche und ruhmgekrönte gewesen, o, was ist Monseigneur un lâche, un bête würde es geheißen haben. Da sie aber verderblich und entwürdigend war, diese Politik, so freute man sich, daß der künftige König keinen Theil daran nahm. Es ist besser, daß er trinkt und liebt, als daß er im Staatsrathe sitzt, meinte man damals. Er könnte von diesem nur verdorben werden. Seine Herzensgüte würde verloren gehen.

Herzensgüte soll er wirklich besessen haben, dieser Prinz, wenigstens spricht Duclos auf eine sehr ernste und überzeugte Weise davon. Freilich fügt er sogleich auch bei, daß sein Verstand nur unbedeutend und sein Charakter schwach gewesen. Er kannte keine andere Mittel und Wege sich die Langeweile zu vertreiben, als auf die Jagd zu gehen und große Tafel zu halten.

Mit diesen Beschäftigungen und der Liebe zu Mademoiselle Choin füllte er denn auch sein ganzes Leben aus. Die Letztere war Ehrenfräulein bei der Prinzessin Conti = La Vallière, seiner natürlichen Schwester, als er sie kennen lernte. Die Memoiren besagen, daß sie niemals eigentlich schön gewesen sei. Sie soll eine wenig vortheilhafte, ziemlich unverhältnißmäßig starke Gestalt, eine braune Gesichtsfarbe und einen schlechten Gang gehabt haben, welche Mängel aber, wie man schreibt, von schö-

nen Augen, feinen Händen, Güte der Seele und einem unwiderstehlichen Zauber in der Unterhaltung völlig verschwinden gemacht wurden. Sie besaß, den aufbewahrten Schilderungen nach zu schließen, alles, was im ersten Augenblick abschreckt, auf die Länge aber anzieht und fesselt.

Der junge Prinz scheint eine wirkliche, ernste Neigung für sie gehabt zu haben, wenigstens ruhte er nicht eher, als bis er vom Könige die Erlaubniß bekommen hatte, sich im Stillen mit ihr vermählen zu dürfen.

Diese Stille hat sie denn auch eigentlich nie verlassen. Sie machte niemals großen Hof, hielt sich keine Equipage, verschmähte Glanz und reiche Dienerschaft und bewohnte in Paris eine einfache, sehr bescheidene Wohnung. Das Anerbieten des Königs, ein Appartement in Versailles anzunehmen, schlug sie aus, indem sie es vorzog, in ihrer alten Weise das kleine Schloß Meudon zu bewohnen. Hier war sie denn aber auch ganz, was die Marquise von Maintenon in Versailles. Sie verließ ihren Stuhl keinen Augenblick, wenn der Herzog und die Herzogin von Bourgogne, so wie der Herzog von Berri zu ihr zum Besuche kamen, was sehr oft geschah. Auch nannte sie Diese niemals anders, als kurzweg „duc“ und „duchesse,“ das „Monsieur“ und „Madame“ davor stets außer Acht lassend, was ihr durchaus nicht übel genommen wurde, sondern ihr im Gegentheile die-

selben „petites caresses“ zuzog, welche die große und allmächtige Frau an der Seite des Königs erhielt.

Um übrigens die Mademoiselle Choin ganz und gar zu charakterisiren, sagt Duclos, ist nur nöthig, einen einzigen Zug ihrer Uneigennützigkeit anzuführen. Der Dauphin, erzählt er, gab ihr vor seiner Abreise zur Armee ein Testament zu lesen, in welchem er ihr seine ganzen Reichthümer vermachte. Dieses Testament nun aber zerriß sie, indem sie sagte: „So lange Sie mir erhalten bleiben, bedarf ich nichts; sollte ich aber das Unglück haben, Sie zu verlieren, so reichen tausend Thaler Renten hin, mein Schicksal zu sichern.“

Diesen Ausspruch bewahrheitete sie bei'm Tode des Dauphins auf das Strengste. Denn gleich nachdem derselbe erfolgt war, verließ sie Meudon und zog sich in ihre alte, kleine Wohnung in Paris zurück, wo sie nahe an zwanzig Jahre in größester Zurückgezogenheit, nur von wenigen Freunden umgeben und viele gute Werke verrichtend, verbracht hat. Sie starb 1710.

Der König aber gab den Titel ihres Geliebten „Monseigneur“ an den Herzog von Bourgogne. „Wenn dieser Prinz zur Regierung gekommen wäre, heißt es im „Règne de Louis XIV“ so würde es die der Gerechtigkeit, der Ordnung und der guten Sitten gewesen sein. Obgleich er nur schlecht und mangelhaft erzogen, so bildeten sich seine angeborenen Eigenschaften doch so gut und glücklich heraus, daß er zu den glänzendsten Hoff-

nungen Berechtigung gab. Er war von Natur unmäßig, sagt man von ihm, zornig, heftig, stolz, Alles verachtend, hochfahrenden Sinnes und verschwenderischer Laune. Später aber machte er sich zu einem mäßigen, duldsamen, bescheidenen, sparsamen und seiner Pflicht eifrig nachhängenden Manne.

Seine Maximen waren: daß die Könige der Unterthanen, die Unterthanen nicht der Könige wegen da seien; daß diese Gerechtigkeit üben müßten, weil sie die Wächter der Gesetze wären; daß sie Belohnungen zu geben hätten, weil diese abzutragende Schulden bildeten, daß sie niemals etwas verschenken dürften, weil nichts ihr Eigenthum und dies nur auf Kosten der Völker gethan werden könne.

Mit diesen Grundsätzen wäre seine Regierung der Schrecken der Libertins und der Segen der Philosophen geworden. Frankreich würde ohne Zweifel glücklich unter ihm aufgeathmet haben und die Revolution vielleicht nicht möglich gewesen sein. Wer weiß es? Wer vermag zu bestimmen was zwanzig Jahre einer guten Herrschaft hätten fördern oder verhindern können? Die Ursachen historischer Darlegungen sind oft nur kleine zufällige Dinge. Eine blaue Schleife kann die Veranlassung eines Krieges, der Strumpfband einer Zofe der Beweggrund einer Staatsveränderung sein. Es läßt sich darin nichts voraus berechnen. Aber Alles, was in Hinsicht auf den

Herzog von Bourgogne zu hoffen und zu erwarten stand, das deutete auf Glück und Frieden für Frankreich.

Der König, der das einsah, liebte und bevorzugte ihn deswegen auch auf das Höchste. Er befahl den Ministern mit ihm zu arbeiten, um ihn in die innersten Angelegenheiten des Staates einzuweihen. Er ist der Segen, den ich Europa hinterlasse, sagte er. Ich werde mein Auge mit Ruhe schließen können.

Das sollte er aber nicht; es sollte vielmehr noch die herbsten Thränen vergießen und den Herzog von Bourgogne in die Gruft legen sehen. Er und sein ältester Sohn folgten, wie schon mitgetheilt worden, schnell und unverhofft der Herzogin von Bourgogne nach.

Diese war ebenfalls der erklärte Liebling des Königs und der Marquise von Maintenon unter den weiblichen Mitgliedern des königlichen Hauses gewesen. Voller Anmuth, Laune und Witz trug sie oft dazu bei, die triste Stimmung des Hofes zu heben und eine sanfte Heiterkeit herrschend zu machen. Die Geschichte bewahrt viele von ihren treffenden und guten Einfällen auf, die sie bei solchen Gelegenheiten zum Besten gab.

„Savez-vous bien, ma tante, sagte sie eines Tages im Beisein des Königs zur Marquise von Maintenon, savez-vous bien, ma tante, pourquoi les reines en Angleterre gouvernent mieux que les rois? C'est que les hommes gouvernent sous le règne des femmes et les femmes sous celui des rois.“

Als man über diese „petites folies“ wie man es nannte, die Achseln zuckte, sagte sie lächelnd: „Je sais bien que tout ce que je dis et fais devant le roi, n'a pas le sens commun; mais il lui faut du bruit de ma part, et il en aura. Cela n'empêchera pas, que je ne sois un jour la reine de France.“

Uebrigens hat sie auch gezeigt, daß sie ernst sein konnte. Als man sie eines Tages in Marly drängte, im Salon zu spielen, während man wußte, daß an den Grenzen die blutigsten Schlachten geschlagen wurden, rief sie mit weinenden Augen: „Eh! avec qui voulez-vous que je joue? Avec des femmes, qui tremblent pour leurs maris, leurs enfants, leurs frères, et moi, qui tremble pour l'État?“

Auf ihrem Todtenbette bewies sie sich gefaßt und ruhig. Sorgen Sie dafür, daß meine Schulden bezahlt werden, bat sie die Marquise von Maintenon; ich will nicht, daß sie dem Dauphin zur Last fallen. Nachdem ihr dies versprochen worden und eine von ihren Damen, die alle weinend und schluchzend um sie standen, einmal über das andere Mal rief: „O notre Dauphine! O notre Dauphine!“ sagte sie streng: „Ne parlez pas de cela! Aujourd'hui Dauphine et demain rien.“ In ihren letzten Augenblicken aber wiederholte sie die Bitten um Bezahlung ihrer Schulden und verscheidend hauchte sie: „Erinnern Sie sich manchmal meiner!“

Erinnern Sie sich manchmal meiner! Diese melancholischen Worte wiederholten Ludwig und die Marquise von Maintenon oft, wenn sie allein zusammen saßen und die Stühle und Plätze sahen, von denen sonst das heitere Lächeln und die frischen Scherze der Prinzessin zu ihnen herüber geglitten waren.

Es wird recht still um uns, pflegte dann Ludwig zu sagen, indem er vor sich nieder starrte und über trübe Stimmungen klagte. Nichts macht mir mehr Vergnügen, rief er, nichts unterhält mich mehr. Madame, sorgen Sie, daß ich keine Langeweile habe, fügte er dann aufstehend hinzu. Ich halte es sonst nicht mehr aus. Alles verläßt mich, alles verräth mich. Die Sorgen werden mich tödten.

Sorgen! Er hatte nie geglaubt, daß ein König welche haben könne. Als er jung war, ging ihm Alles nach Wunsch. Er wurde angebetet und vergöttert; seine Waffen siegten; sein Name erglänzte, sein Ruhm flog über die ganze Erde. In seinen Palästen und Schlössern drängte sich die Schönheit, die Grazie und Freude. Die Musik ertönte, die Kerzen flammten, die Herzen schlugen. Wie glücklich war er damals! Aber jetzt? Wie elend fühlte er sich. Die Säle waren still, die Gemächer öde. Die liebsten Menschen fehlten; die theuersten Kinder waren todt und lagen in der Gruft.

Erinnern Sie sich manchmal meiner! hatte die Herzogin von Bourgogne gesagt, das liebe Kind mit dem süßen

Lächeln, das Ludwig so oft erheitert hatte. Erinnern Sie sich manchmal meiner! Ach, er that es nur zu oft. Was blieb ihm denn von all' seiner Größe, seinem Glücke, seiner Erhabenheit? Nichts als die Erinnerung, dies blaue Kohlenfeuer der Vergangenheit, an dem sich das Alter das Herz erwärmt. Das Herz, wie war es ehemals geschwellt von Liebe, Illusionen und Träumen! Jetzt, wie leer, wie verödet fühlte es sich! Der Tod hatte ihm die letzten schönen Hoffnungen, die letzten großen Wünsche geraubt, denn er hatte den Herzog von Bourgogne aus dem Lichte des Tages in die Nacht des Grabes gerissen.

Diese Nacht des Grabes aber dämmerte auch vor Ludwig auf: er fühlte es. Wer wird nach mir regieren, fragte er sich. Wer wird meine Fehler verbessern, meine Thorheit vergessen machen, Wer? Drei Dauphins starben kurz nach einander, der vierte ist ein schwaches, hinschmachtendes Kind, daß ihnen jede Stunde nachfolgen kann. Wer bleibt, um zu regieren? Niemand, als der Herzog von Orléans, den er nicht liebte, den die Welt anklagte, seine Verwandten vergiftet zu haben und von dem er selber gesagt „C'est un fanfaron de crimes."

Die späteren Geschichtschreiber haben ihm mehr Gerechtigkeit angedeihen lassen und nicht verkannt, daß er Geist, Urtheilskraft und große Talente hatte. Seine eigene Mutter sagte von ihm, daß bei seiner Geburt alle Feen an ihr Bett geladen worden wären und daß ihn

jede derselben mit einer guten Eigenschaft ausgestattet habe. Er besitzt sie alle, meinte sie, unglücklicher Weise aber ist eine alte Zauberin zu bitten vergessen worden; diese nach den andern kommend, rief: ja, er mag sie alle inne haben, nur die Eine nicht, einen guten Gebrauch davon zu machen.

Einen guten Gebrauch seiner trefflichen Eigenschaften hat er denn auch wirklich nie gezeigt. Er war ausschweifend und wüst. Er lebte in einer steten Zerstreuung, einem ewigen Lärmen. Sitte und Ordnung widerten ihn an. Ihm wurde nur im Trubel, im Geschrei, im Gläserklingen wohl zu Muthe, deswegen umgab er sich denn auch mit einem Gefolge von Wüstlingen, Trunkenbolden, und Händelsuchern, die er seine „roués" benannte.

Mit ihnen und schlechten Frauenzimmern verbrachte er seine meiste Zeit. Daß er in diesem Umgange keinen geistigen Aufschwung und feine Lebensart lernen konnte, versteht sich von selbst. Im Gegentheile: er nahm davon die rohesten Manieren und schlechtesten Gesinnungen an. Zweideutigkeiten und Zoten waren ihm so zur Gewohnheit geworden, daß er sie selbst in Gegenwart des Hofes und des Königs nicht lassen konnte. Die Gräfin Sabran sagte ihm deswegen eines Tages bei Tafel, daß es scheine: Gott habe, nachdem er den Menschen geschaffen, aus einem übrig gebliebenen Reste von Schmutz die Seele der Prinzen und Lakaien geformt.

Weit entfernt diesen Ausspruch übel zu nehmen, lachte der Herzog von Orléans vielmehr darüber aus vollem Halse und meinte: es sei gleichgültig ob er wahr oder falsch, „plaisant“ erscheine er jedenfalls. Auch als ein Pfarrer von Saint-Côme in einer Predigt ein sehr derbes und abschreckendes Bild, das Jedermann erkennen mußte, von seinen Lastern entwarf, erzürnte er nicht darüber, sondern rief: Was kümmern sie ihn! Ich gehöre nicht in sein Kirchspiel!

Diese Laster aber, die den Priester nicht kümmern sollten, waren nicht ganz gewöhnlicher Art. Man klagte den Herzog an, daß er in einem unnatürlichen Verhältnisse zu seiner eigenen Tochter stehe und drängte ihn deswegen, sie an den Herzog von Berri zu verheirathen. Als die Gemahlin desselben, wurde sie später berüchtigt durch ihre Thorheiten und Ausschweifungen. Eine wahnsinnige Neigung, die sie für den Stallmeister ihres Mannes, La Haye, faßte, skandalisirte sie vor der ganzen Welt. —

Der Herzog von Orléans, statt dem allen entgegen zu arbeiten, ließ vielmehr seine Tochter ungehindert gewähren. Er hatte zu viel mit seinen eigenen Lastern zu thun, wie sollte er denen Anderer steuern? Laßt Jeden machen, was er will, sagte er. Es kümmert mich nicht!

Um so mehr aber kümmerte es den König. Er sah seine Sünden in den Geschlechtern nach ihm wuchern. Er konnte ihnen keinen Einhalt thun und war doch auch

noch nicht zu jenem Uebermuthe gelangt, der sich in seinem Nachfolger zu dem lachenden Ausspruche steigerte: Après nous le déluge!

Im Gegentheile, er fühlte die Wucht seiner Verantwortung. Er seufzte und weinte. Die Guten und Tugendhaften sterben, sagte er zu sich selbst, am Pesthauche der Zeit, die ich geschaffen habe. Nur die Schlechten und Lasterhaften gedeihen. Der Herzog von Bourgogne, sein Weib und Kind liegen im Sarge, aber der Herzog von Orléans und seine Tochter leben und glänzen!

Ach, das machte ihm trübe Gedanken. Verdüstert aber wurden sie noch durch das Unglück im Kriege, durch verlorene Schlachten und genommene Festungen. Er, der früher so oft die Bedingungen des Friedens diktirte, war jetzt so tief herunter gekommen, daß er ihn erflehen mußte ohne ihn erhalten zu können. „Je ne puis faire ni la paix ni la guerre“ rief er mit weinenden Augen im Staatsrathe aus.

Und in der That, er hatte Recht. Er konnte weder Frieden machen, noch Krieg bereiten. Zum Letzteren fehlten ihm die Mittel, die Feldherrn, das Glück. Der Erstere zwang ihn zu der Schmach alle früheren Eroberungen und Besitznahmen aufzugeben. Gab er sie aber auf, wozu hatte er dann die Finanzen erschöpft, die Provinzen entvölkert, das Blut seiner Unterthanen vergossen? Wozu nutzten dann seine Siege, seine Triumphe, seine glorreichen Thaten? Zu nichts! Sie waren dann

nur die lächerlichen Hebel und Kulissen eines kurzen Ruhm-Sommernachttraumes gewesen, den man mit einem langen Wintermährchen der Enttäuschungen und Verluste büßte.

Dieses lange Wintermährchen der Enttäuschungen und Verluste erreichte für Ludwig mit dem Rastadter Vertrage seine höchste Wahrheit. Madame, voilà le comble“ sagte er zu der Marschallin von Villars, deren Mann ihn in seinem Auftrage unterzeichnet hatte.

Zu diesem „comble“ kamen noch kirchliche Wirren und eine Hungersnoth hinzu. Das Ausland machte sich lustig über den König, die Angesehenen seines Reiches schalten ihn und das Volk schrie nach Brod. Welch ein Ausgang für Ludwig! Er war der Vielgeliebte, der Große, das Genie seiner Zeit genannt worden und nun am Abend seines Lebens, für was galt er anders, als für den Lächerlichen, den Beschimpften, den Verwünschten.

Welche Stunden mag er zugebracht und welche üble Stimmungen und böse Launen mag die Marquise von ihm zu ertragen gehabt haben? Man erzählt, daß sie um diese Zeit viel geweint und oft gerufen: man weiß nicht, daß ich vor Traurigkeit sterbe. Oft, wenn sie aus gewesen, soll sie wieder gekommen sein, ohne Börse, ohne Handschuhe, ohne Uebertuch, weil sie das alles den Armen gegeben, die ihren Weg belagerten. Ludwig schalt sie dann darüber und rief, wenn sie zu ihrer Vertheidigung

sagte: daß das Volk hungere, ich weiß es. Es ist meine Schuld!

Diese Schuld drückte ihn schwer. Endlich erlag er ihr. Sein Ende nahte. Er ließ den kleinen Dauphin vor sich bringen und sagte zu ihm:

„Mein liebes Kind, nicht mehr lange wird es dauern, so wirst Du König von Frankreich sein. Was ich Dir am meisten als solchem anempfehle, das ist: niemals Deine Verpflichtungen gegen Gott zu vergessen. Erinnere Dich stets, daß alles, was Dir wurde, von ihm herrührt."

„Siehe vor allem den Frieden mit den Nachbarstaaten aufrecht zu erhalten."

„Ich habe leider den Krieg zu sehr geliebt; ahme mir darin nicht nach, ebenso wenig wie in den Ausgaben, die ich gemacht."

„Nimm Rath in allen Dingen an, aber nur den besten darunter befolge."

„Fördere Dein Volk, so viel Du kannst, und führe aus, was ich selbst zu thun unterlassen."

Indem er hierauf dem zukünftigen Könige noch die Dankbarkeit gegen seine Erzieherin, die Frau von Ventadour, an's Herz gelegt hatte, entließ er ihn, indem er ihm seinen Segen ertheilte.

Als er gleich darauf seinen Hof verabschiedete, sprach er: „Ich bitte Sie Alle um Verzeihung, des schlechten Beispieles wegen, das ich Ihnen gegeben; danke Ihnen für Ihre Dienste, Anhänglichkeit und Treue und bedaure nur,

nicht alles für Sie gethan zu haben, was ich für Sie habe thun wollen. Nichtsdestoweniger aber ersuche ich Sie, für meinen Enkel dieselbe Aufmerksamkeit und Liebe zu hegen, die Sie mir bewiesen. Ich hoffe, daß Sie Alle zu diesem Zwecke Ihre Kräfte vereinigen und Den dazu ermahnen werden, der es etwa hier und da zu thun unterlassen sollte. Nehmen Sie dafür in Voraus meinen Dank und lassen Sie uns nun scheiden. Ich fühle, daß ich weich werde und Sie dadurch rühre. Ich bitte um Verzeihung deswegen, leben Sie wohl!

Als er die Trauernden sich entfernen sah, fielen ihm wieder jene letzten melancholischen Worte der armen, heiteren Herzogin von Bourgogne ein: „Erinnern Sie sich manchmal meiner!“ sagte er, „Erinnern Sie sich manchmal meiner!“

Von da ab ließ er nur noch wenige Personen einzeln vor sich. Die Marquise von Maintenon aber wich nicht von seiner Seite. Sie ließ sogar, um immer bei ihm sein zu können, ihr Bett neben das seinige stellen. Darauf sitzend oder liegend unterhielt sie sich unaufhörlich mit ihm und sprach ihm Trost zu.

In diesen Unterhaltungen geschah es, daß er mehrmals sagte: zur Zeit, als ich noch König war! Es kam ihm dabei also vor, als wäre das schon lange her. Sein Leben mag ihm vielleicht wie ein Mährchen erschienen sein, wie eine Geschichte aus Tausend und Eine Nacht.

Dies, die Reue, die Ergebenheit und seine letzten trüben Erlebnisse machen die Stimmung versöhnlicher, in die man bei seinem Tode versetzt wird, als es sonst wohl der Fall sein würde, wenn er prunkend und stolz gestorben wäre, wie er gelebt hatte. Auch seine Erkenntlichkeit gegen die Marquise von Maintenon thut wohl. „Ich bedaure Niemanden so sehr, als Sie," sagte er zu ihr; „ich habe Sie nicht glücklich gemacht. Aber seien Sie versichert, ich trug stets alle die Empfindungen der Achtung und Freundschaft, die Sie verdienen, für Sie im Herzen." Vor den Prinzen seines Hauses aber sprach er zu ihr: „Was mich am schwersten betrübt, das ist, daß ich Sie verlassen muß. Indeß ich hoffe, wir sehen uns bald im Jenseits wieder."

Duclos und viele andere Memoirenschreiber und Geschichtsforscher erzählen bei dieser Gelegenheit, daß die Marquise auf jene Worte im Hinausgehen sehr aufgebracht geäußert haben solle: „Ein schönes Stelldichein, das er mir da giebt. Dieser Mensch hat niemals etwas anderes, als sich selbst geliebt."

Duclos beruft sich auf einen Apotheker Bolduc, der diesen Ausruf gehört haben will. Indeß mag sich schon er für die Wahrheit desselben nicht verbürgen und der Verfasser der „Mémoires de Madame de Maintenon" nennt ihn geradezu eine Lüge. Seinem Berichte zufolge ließ Ludwig ganz zuletzt noch einmal den Herzog von Orléans vor sich rufen, um ihm speziell und besonders

die Marquise zu empfehlen. „Sie wissen, was ich für sie empfunden,“ soll er gesagt haben. „Sie war mein guter Engel. Sie hat mir stets nur den besten Rath ertheilt, den leider nicht immer befolgt zu haben, ich mir vorwerfen muß. Auch ist sie mir in allem von Nutzen gewesen, besonders aber in der Erkenntniß Gottes. Thuen Sie, was sie von Ihnen verlangt. Ich bin überzeugt; sie wird Ihre Güte nicht mißbrauchen.“

Nachdem der Herzog ein feierliches Versprechen gegeben hatte, die Marquise von Maintenon zu respektiren und in Ehren zu halten, wandte sich Ludwig zu ihr selbst mit den Worten: „Verlassen Sie mich nun, Madame! Ich weiß, was Ihr gutes Herz bei dem Schauspiel meines Sterbens leidet; ich hoffe, es wird bald beendet sein.“

Die Marquise stürzte an sein Bett und weinte heftig. Als sie aufsah, lag er ohne Besinnung und umdrängt von den Herren und Dienern seines Hofes. Sie zog sich hierauf zurück und fuhr nach Saint-Cyr, um für das Seelenheil ihres Königs zu beten.“

Dieses Verlassen des Sterbenden hat man der Maintenon fast überall schlimm und gehässig ausgelegt. Nach den Memoiren aber ist es eben ganz natürlich. Einmal hatte Ludwig selbst ihre Entfernung gewünscht, zweitens, schien sein wirkliches Ende gekommen. Daß sie eilte, Versailles nach dem Ableben des Königs zu verlassen, wird ihr Niemand verdenken mögen. Sie kannte den Hof und wußte, daß er bereits der neuen Sonne huldigte. Wie

leicht konnte sie Beleidigungen oder Zurücksetzungen erfahren, die ihr hätten schmerzlich sein müssen. Diesen auszuweichen, ging sie nach Saint-Cyr, wohin sie sich aber fortwährend Berichte über den Zustand des Kranken kommen ließ. Als sie hörte, daß er seine Besinnung noch einmal zurück erhalten und nach ihr verlangt habe, eilte sie noch einmal an sein Lager, an welchem sie blieb, bis sich seine letzte Stunde nahte.

Als diese kam, zog sie sich in ihre Gemächer zurück, vertheilte dort ihre Meubel, wie Duclos berichtet, unter ihre Dienerschaft und fuhr dann im Wagen des Herzogs von Villeroi nach Saint-Cyr zurück, das sie von da an nicht mehr verließ.

Ludwig der Vierzehnte starb am 1. September 1715, um eine Viertel-Stunde nach acht des Morgens. Ein Höfling riß das Fenster auf und rief der darunter lautlos harrenden Menge die Worte zu: le roi est mort! Nach einer kleinen Pause des Schauers schrie diese entgegegen: Vive le roi!

Was nun aber die Marquise von Maintenon betrifft, so ist von ihr nun nicht mehr viel zu sagen. Sie hielt sich still und zurückgezogen in der Stiftung, die sie geschaffen hatte. Als ein gutes Zeugniß aber muß ihr nachgesagt werden, daß ihr alle ihre Freunde blieben. Sie hingen ihr an, bis in ihre strengste Abgeschiedenheit hinein, in welcher sie selbst der Herzog von Orléans,

seine Mutter und die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses aufsuchten.

Auch der Czaar Peter von Rußland, erzählt die Geschichte, kam während seines Aufenthaltes in Paris zu ihr, um die Frau zu sehen, welche Ludwig der Große geliebt. Das Zusammentreffen wird in vielen Memoiren und Geschichtsbüchern als ein sehr seltsames und barockes geschildert. Der moskovitische Herrscher, heißt es, trat in ihr Zimmer, in dem sie zu Bett lag, schob die Vorhänge zurück, sah sie ohne ein Wort zu sprechen mit einem spöttischen Lächeln an und ging dann ruhig wieder fort. Jules Janin sagt: Was muß sie gedacht haben „sous ce rire moqueur du Czar Pierre le Grand, qui souleva la couverture de son lit, et la vit toute nue et toute ridée, cette femme pédante, qui avait consacré sa vie et sa science, au cul-de-jatte Scarron et à l'Énéïde travestie?"

Was muß sie dabei gedacht haben? Uns scheint das sehr leicht zu errathen. Wahrscheinlich hat sie, wenn das Rendez-vous wirklich in dieser Weise stattgefunden, zu sich selbst gesagt: an dieser Brutalität erkenne ich den Bezwinger der Strelitzen.

Diesem sah eine solche allerdings ähnlich. Dennoch scheint sie wenigstens in diesem Grade der Rohheit von ihm nicht begangen worden zu sein. Die Memoiren berichten, daß er einige Worte mit ihr gewechselt und ihr Zeichen der Ehrfurcht gegeben habe.

Sie starb am 15. April 1719 um fünf Uhr Abends, sehr ruhig und ohne schwere Kämpfe. Ihr Gesicht, sagt Fräulein von Aumale, die bis zum letzten Augenblicke um sie blieb, ihr Gesicht erschien in ihrer Todesstunde schöner und ehrwürdiger als je. Ihre Besinnung behielt sie bis zum letzten Augenblicke, eben so ihre Sprache. Sie benutzte sie, um ihre weinende Umgebung zu trösten und um ihre Armen in den Schutz der sie Ueberlebenden zu empfehlen.

Ihr Leichnam wurde in einer Gruft unter dem Chore der Kirche in Saint-Cyr feierlich und mit großen Ehren beigesetzt. Ihre Grabschrift aber lautet:

Ci gît
MADAME FRANÇOISE D'AUBIGNÉ
Marquise de Maintenon.
Femme illustre, femme vraiment chrétienne.
Cette femme forte, que le sage chercha
Vainement dans son siècle:
Et qu'il nous eût proposée pour modele,
S'il eût vécu dans le nôtre.
Sa naissance fut très-noble.
On loua de bonne heure son ésprit,
Et plus encore sa vertu.
La sagesse, la douceur, la modestie
Forment son caractere, qui ne se démentit jamais.
Toujours égale dans les différentes situations de sa vie:
Mêmes principes, mêmes regles, mêmes vertus;
Fidèle dans les exercices de pitié:
Tranquille au milieu des agitations de la cour:
Simple dans la grandeur:

Pauvre dans le centre des richesses:
Humble au comble des honneurs:
Révérée de LOUIS LE GRAND,
Environnée de sa gloire,
Autorisée par la plus intime confiance;
Dépositaire de ses graces.
Qui n'a jamais fait usage de son pouvoir
Que par sa bonté.
Une autre Esther dans la faveur,
Une seconde Judith dans l'oraison.
La mere des pauvres.
L'asile toujours sur des malheureux.
Une vie si illustre a été terminée
Par une mort sainte,
Et précieuse devant Dieu.

Son corps est resté dans cette sainte maison,
Dont elle avait procurée l'établissement,
Et elle a laissé à l'univers l'exemple
De ses vertus.

Décédée le 15 Avril 1719.
Née le 28 Novembre 1635.

Johanna Antonie Poisson,

Marquise von Pompadour.

Ehe wir uns auf die Charakterisirung dieser berühmten galanten Dame einlassen, wird es nöthig sein zuvor einige Blicke auf die sogenannte Zeit der „Règence" zu werfen, in welcher wir zuerst den Herzog von Orléans und später den Duc de Bourbon die Zügel der Regierung während der Minderjährigkeit Ludwig des Fünfzehnten führen sehen. Unter der Herrschaft dieser beiden Männer entschwand wieder ganz und gar die fromme Richtung des Hofes und er kehrte zurück zu den üppigsten Tagen Ludwig des Vierzehnten, indem er alles that, diese, wenn auch nicht an Pracht und Glanz, so doch an den ekelsten Ausschweifungen und Gemeinheiten zu überbieten.

Wir haben den Herzog von Orléans schon geschildert und seine liederliche Lebensweise beleuchtet. Als Regent von Frankreich stellte er dieselbe durchaus nicht ein, sondern er hing ihr im Gegentheile auf das aller unbeschränkteste nach. Alle Tage feierte er Bachanalien und Orgien.

Mit seinen Roués, deren Häupter der Marschall Broglie, der Herzog von Brancas, Biron und Canillac waren, schloß er sich alle Abende ein, um mit ihnen und einigen leichtfertigen Dirnen der großen Oper oder auch gradezu der Straße seine „petites réjouissances“ zu haben. Diese wurden nicht eher aufgehoben, als bis alle, die daran Theil nahmen, sich außer Stand gesetzt sahen zu sprechen und zu hören. War dieser Zeitpunkt eingetreten, so kamen die Diener, die dann bei herab gebrannten Kerzen und dem eindringenden Frühlichte, zerbrochene Flaschen, umgestürzte Stühle und die Vornehmsten des Reiches mit stieren Augen, erschlafften Gliedern und aufgedunsenen Gesichtszügen, zwischen nackten Frauenzimmern unter den Tischen zerstreut herum liegen fanden.

Der Regent selbst war von diesen kleinen Vergnügungen bei seinem Lever, das meist erst in der zweiten Hälfte des Tages stattfand, so erschöpft, daß er bei seinem Erwachen die Gedanken nicht sammeln konnte, vor sich hinsah, die Stirne rieb und Alles unterzeichnete, was man ihm zur Unterschrift vorlegte. Es kam ihm dabei auf eine Ungerechtigkeit, eine Zurücksetzung oder Beeinträchtigung der heiligsten Interessen des Staates und seiner Unterthanen nicht an. Es ist Alles eins, lallte er, nur daß man die Geschäfte beendigt. Sie nehmen Einem die meiste Zeit, das Leben ist kurz! Man muß es genießen!

Ja wohl, sagte die Herzogin von Berri, seine Tochter, ja wohl, das Leben ist kurz, man muß es genießen.

Darum die Trauer um Ludwig den Vierzehnten um die Hälfte verringert; die schwarzen Kleider, die Schleier, die Flore verbannt; die bunten Roben, die Blumen im Haare, die Feste wieder in Schwang. Es ist gar so trist, die dunklen Farben zu sehen: keine Musik, kein Gelächter, keine Späße zu hören! Man will wieder einmal lustig sein!

Um dies zu können, rief man die italienische Oper zurück, welche die Marquise von Maintenon verbannt hatte und vermauerte die Eingänge zum Garten des Luxembourg, in welchem die schönen Sommernächte auf eine Weise gefeiert wurden, wie die ausschweifendste Phantasie es sich nicht ausmalen kann. Unter der Bläue des Himmels, dem Scheine der Sterne, dem Rauschen der Wasser, dem Wehen der Bäume wurden Dinge begangen, die keine Zeugen, sondern nur Mitschuldige duldeten. Am ausgelassensten dabei erschien die Herzogin von Berri selbst. Sie war die Bachantin der Krone, ein schönes, üppiges Weib, das nur Gedanken auf sinnliche Befriedigung hatte.

Nachdem sie eine große Menge galanter Abenteuer gehabt, verliebte sie sich endlich ernsthaft in den Grafen Riom, einen Menschen ohne Geist, ohne Charakter, selbst ohne äußere Schönheit. Sein Gang war gemein, sein Benehmen platt, sein Wesen roh. Er hatte nichts, schreiben die Memoiren jener Zeit, was an ihm reizen konnte, als ein Paar pralle Lenden, wie man sie oft bei Junkern vom Lande findet. Mit diesen machte

er sein Glück. Er schlug mit der Hand darauf und sagte: „Voilà mes mérites," als er vom Lieutenant der Provinz zum Hauptmann der Garde gemacht, von einem alten Militair gefragt wurde, was er geleistet, um diese Auszeichnung zu verdienen.

Indeß mit dieser war es noch nicht genug. Er erhielt eine prächtige Wohnung im Luxembourg, wurde mit aller Pracht, allem Glanze eines königlichen Sprößlinges umgeben und bei Hofe vorgestellt. Hier beleidigte er durch seinen groben Stolz und seine unverschämte Ueberhebung das sämmtliche Gefolge des Regenten und Diesen selbst. Der Letztere war oft so entrüstet über sein Benehmen, daß er schwor ihn durch das erste beste Fenster des Schlosses auf die Straße werfen zu lassen. Da gehört er hin, rief er aus, er ist ein Pferdeknecht!

Mein Geliebter ist er, schrie dann die Herzogin von Berri, er ist mein Glück, mein Alles. Sire, Sie sollen ihn nicht berühren und ihm kein Haar krümmen lassen. Ich leide es nicht; ich bete ihn an; ich kann nicht leben ohne ihn.

Nun wohl, so behalte ihn, entgegnete der Herzog. Laß Dich von ihm quälen und martern, wie Du willst; es ist Dir recht.

Ja wohl, war es ihr recht. Sie litt eine Behandlung von ihm, die empörend genannt werden muß. Er hatte sie von seinem Onkel, dem Herzoge von Lauzun gelernt. Dieser war der Angebetete der Mademoiselle de

Montpensier, einer Enkelin Heinrich des Vierten, die entschlossen gewesen, ihm ihre Hand zu reichen. Ludwig der Vierzehnte gab auf einen Augenblick ihren Thränen, Bitten und Fußfällen nach indem er die Heirath erlaubte. „Elle a quarant-cing ans: qu'elle fasse ce qu'elle voudra“ sagte er.

Später aber fiel ihm der Ausspruch ein, den der Cardinal Richelieu gethan hatte und der da lautete: un prince du sang peut sans s'avilir épouser une Demoiselle: mais une princesses ne peut sans honte épouser un simple Gentilhomme. Er verbot den Liebenden sich zu sehen und ließ an seine Gesandten die Ordres ergehen den auswärtigen Höfen zu erklären, daß er niemals in eine solche Verbindung seine Einwilligung geben werde.

Diese soll indeß dennoch heimlich stattgefunden und Mademoiselle von Montpensier und Lauzun in einem sehr vertrauten Verhältnisse gelebt haben. Da es aber für den Letzteren durchaus nicht die glänzenden Folgen hatte, die er sich davon versprochen, so fing er an, wie in den Memoiren berichtet wird, sie auf die abscheulichste Weise zu quälen. Man erzählt sogar, daß er einmal, als er von der Jagd zurückkam, und ihr zurief: Louise d'Orléans! tire-moi mes bottes, weil sie sich weigerte dies zu thun, sie geschlagen habe.

Durch seinen Uebermuth auf das schmerzlichste entrüstet, gab Mademoiselle ihn auf. Sie zog

sich nach dem Luxembourg zurück und sagte ihm, als er sich wie immer lächelnd vor ihr einfand: „Je vous défens de vous présenter jamais devant moi.“

Die Herzogin von Berri aber kannte und wußte nichts von diesem gerechten Stolze einer weiblichen Seele. Sie ließ sich Alles gefallen. Sie war glücklich, wenn er lachte, wenn er sie auf den Schooß nahm und in roher Begierde die Kleider von ihrem Leibe riß. Sie liebte die Excesse einer brüsken Sinnlichkeit und vergaß darüber die Tracasserien, die er sich mit ihr erlaubte. Oft, heißt es, wenn sie ausgehen wollte, schrie er ihr entgegen, daß der Anzug, den sie gewählt, abscheulich sei, und daß sie ihn auf der Stelle mit einem andern vertauschen müsse. Niemals durfte sie einen Schmuck tragen, den er nicht vorher gesehen und keine Stoffe wählen, die er nicht ausgesucht. Da er aber durchaus ohne Geschmack und Sinn für Schönheit war, so erschien sie nicht selten in Aufzügen, deren Lächerlichkeit sie selber zugeben mußte. Aber das alles hinderte sie nicht, Riom zu lieben. Wenn sie sich allerdings hier und da auch kleine Abwechslungen erlaubte, die sie ihre „fantaisies courtes“ benannte, so hinderte sie das doch nicht, sich förmlich mit ihm zu vermählen.

Der Regent, der um diese Vermählung wußte, hatte nur wenig gethan, sie unmöglich zu machen. Als aber Madame sie erfuhr, wurde sie darüber in so hohem Grade entrüstet, daß sie von ihm verlangte: er sollte den Em-

porkömmling zum Fenster hinaus oder in das Wasser werfen lassen. Er beschimpft uns vor ganz Europa, rief sie. Sie sollten es nicht dulden, Sire, Sie sollten um jeden Preis eine Trennung versuchen.

Um diese zu Stande zu bringen, befahl er denn auch wirklich Riom, zu seinem Regimente, das unter dem Marschall von Barwic ausgezogen war, zurück zu kehren. Alle Obersten hatten sich bereits dahin begeben, er durfte also um sich nicht selbst zu beschimpfen, diesem Befehle keinen Widerstand leisten. Er riß sich deswegen aus den Armen seiner Geliebten los und gehorchte. Freilich mit großem Leidwesen. Die Vergnügungen, die Feste, der feurige Blick und der heiße Athem der Herzogin von Berri hatten ihm annehmlicher geschienen, als das Leben im Lager, auf der rauhen Erde, beim Trommel- und Trompetenschalle. Aber, was ließ sich thun? Er mußte in diesem Falle gehorchen. Die Thränen und der Jammer seiner Geliebten durften ihn nicht halten. Auch glaubte er fest, daß ihre Bitten den Herzog von Orléans bewegen würden ihn in Kurzem wieder zurückzurufen.

Es würde dies auch ganz sicher geschehen sein, wenn nicht eben der Eifer, mit dem sie diese Bitten durchzusetzen suchte, ihr verderblich geworden wären.

Sie lud den Regenten, ihren Vater ein, das Souper auf dem Schlosse Meudon mit ihr zu nehmen.

Es war eine schöne Nacht in den ersten Tagen des Mai. Die Bäume fingen an zu grünen, die Nachtigallen schlugen,

der Mond schien zauberhaft hell. Sire, geben Sie mir Riom zurück, sagte sie, ich bin vermählt mit ihm. Er ist mein Gatte."

Es geht nicht, entgegnete der Herzog von Orléans, man darf das nicht wissen; es compromittirt uns vor aller Welt.

„Was da die Welt! rief seine Tochter, ich kümmere mich nicht darum. Ich bin Wittwe, Herrin meiner selbst und der Güter, die mir gehören. Wer will mir Vorschriften machen? mich hindern meinen Willen durchzusetzen?"

Wenn man ihr gesagt hätte, daß dies der leise Luftzug thun werde der sie anblies, so würde sie gelächelt haben. Aber dennoch war es so. Sie erkältete sich in dieser Nacht und wurde krank. Kurze Zeit darauf war sie todt. Sie starb fünf und zwanzig Jahre alt, eben so berühmt durch ihren Geist, ihre Schönheit und Grazie, als durch die Thorheiten, die sie beging und die Laster, denen sie nachgehangen hatte.

Ihr Vater folgte ihr kurze Zeit darauf neun und vierzig Jahre und einige Monate alt. Er verschied in den Armen der Herzogin von Phalaris, „une de ses complaisantes," wie Duclos sagt, mit der er sich allein in seinem Zimmer eingeschlossen hatte, um die Stunde abzuwarten, die ihn zur Arbeit mit dem Könige rief.

Nach seinem Tode ergriff der Herzog von Bourbon oder vielmehr dessen Maitresse, die Marquise de Prie,

die Zügel des Regiments. Sie war die Tochter eines reichen Financiers, Bertelot de Pléneuf, und an den Marquis von Prie verheirathet, den sie aber verließ, um sich dem Herzoge von Bourbon hinzugeben. Dieser von seinen Zeitgenossen für roh und beschränkten Geistes erklärt, kam ganz unter ihre Herrschaft, die sie auf die despotischste Weise über ganz Frankreich ausdehnte.

Sie that und vollführte, was sie wollte und wünschte. Alle Stellen wurden von ihr besetzt, alle Posten von ihr vergeben. Sie ging so weit in ihrer Willkühr, daß sie die Charge eines Präsidenten an einen ihrer Enkelsöhne vergab, der fünfzehn Jahre zählte. Ihren unbegrenzten Stolz und das Zeugniß ihrer Macht aber legte sie nieder in jenen historischen Worten, die sie im Jahre 1725 aussprach, bei Gelegenheit einer Prozession, die man zu Ehren der heiligen Genoveva hielt, als man für die Ernte, die durch Nässe verdorben wurde, Sonnenschein erflehen wollte. „Le peuple est fou, sagte sie, ne sait il pas que c'est moi qui fais la pluie et le beau temps?"

Sie hatte in der That in dieser Aeußerung nicht ganz Unrecht. Sie war wirklich zwei Jahre in Frankreich allmächtig. Auf ihren Antrieb geschah es auch, daß die früher projectirte Heirath Ludwig des Fünfzehnten mit der spanischen Infantin, die sich zu diesem Ende schon am französischen Hofe befand, rückgängig wurde. Der König zählt fünfzehn Jahre, überlegte sie, die spa=

nische Prinzessin erst acht. Wenn es in dieser Zeit das Unglück wollte, daß der König stürbe, so fiele die Krone an den Herrscher von Spanien oder an das Haus Orléans. In dem einen wie in dem andern Falle behielte der Herzog von Bourbon nicht das Ministerium. Dem muß vorgebeugt werden, so schloß sie ihre Berathung mit sich selbst; der König muß eine Gemahlin erhalten, die im Stande ist, ihm Kinder zu gebären und nicht Macht genug hat, meinen Einfluß zu stürzen.

Als sie dem Herzog von Bourbon ihre Gedanken über diese Angelegenheit mittheilte, fand er dieselben ganz am Platze. Freilich, sagte er, liebe Marquise, Ihr Plan ist klug, aber wo treffen wir eine Prinzessin die unseren Wünschen entspricht?

Lassen Sie das meine Sorge sein, rief ihm Diese darauf entgegen, ich werde sie finden. Mir fällt da die Prinzessin Leczinska ein, die Tochter des vormaligen Königs Stanislaus von Polen. Sie ist arm, verlassen, vertrieben. Sie lebt ohne Hof, ohne Glanz, ohne königlichen Pomp. Wählen wir Diese; sie wird erkenntlich sein!

Man that es. Man schrieb an den entthronten König von Polen, der in Weißenburg in großer Dürftigkeit lebte. Laßt uns auf die Knie fallen und Gott unser heißestes Dankgebet darbringen, rief er, als er mit diesem Briefe zu seiner Gemahlin und seiner Tochter in das Zimmer trat. Ach, mein Vater, rief die Letztere, seid

ihr zurückberufen auf den Thron von Polen? Nein, mein Kind, mir wurde ein größeres Glück zu Theil. Du bist Königin von Frankreich!

Sie war es in der That. Die Marquise von Prie hatte es gewollt. Sie zog sie aus der stillen Zurückgezogenheit, aus der Armuth, dem engen Gemache in den Mittelpunkt der civilisirten Welt, in den Schooß des Glanzes, auf den Thron von Frankreich. Wie ein Mährchen kam es der armen polnischen Prinzessin vor; sie glaubte zu träumen. Morgen werde ich erwachen, dachte sie, und da wird Alles verschollen sein. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn ein Hauptmann der Garde kommt, um meine Hand zu werben, ein Hauptmann mit einem kleinen Namen und einem noch kleineren Gehalte. Ich werde sagen: nehmt mich hin, ich bin euer. Ich habe einmal im Schlafe gewähnt „reine de France" zu sein, aber das war eine Illusion, die ich belächle.

Sie belächelte sie jedoch nicht, denn sie wurde wirklich die Gemahlin Ludwig des Fünfzehnten. Der Herzog von Antin und der Marquis von Vauveau kamen ihr dies zu bestätigen und ihr die einstweiligen Huldigungen der französischen Monarchie darzubringen. Kurze Zeit darauf hielt sie ihren Einzug in Fontainebleau, wo sie mit dem Könige getraut wurde. Sie stieg auf den Thron und die Marquise von Prie fuhr fort, zu regieren. Diese hatte sich in ihrer Voraussetzung nicht getäuscht. Die polnische Prinzessin Leczinska vergaß es niemals, daß sie

dem Herzoge von Bourbon und seiner Maitresse ihre Erhebung, die ihr wie aus Tausend und Eine Nacht erschien, zu verdanken hatte. Sie fügte sich in alle ihre Pläne, alle ihre Entwürfe. Was kümmerte sie sich auch um den Staat? Sie war mit keinem anderen Verlangen beschäftigt, als dem Könige zu gefallen. Dieser aber dachte an nichts, als an seine Feste, seine Jagden, seine kleinen Reisen nach Chantilly, Rambouillet und Marly. Was Geschäfte? Was Politik? Er war jung, er liebte das Vergnügen. Die Ermahnungen und den Tod Ludwig des Vierzehnten hatte er vergessen. Seines Volkes erinnerte er sich kaum. Zu was war er da? Was stellte er vor? Der Marschall Villeroi hatte es ihm aus den Fenstern gezeigt, damals, als Peter der Gewaltige zum Besuche in Versailles war. „Voyez, mon roi," rief er enthusiastisch, „voyez ce peuple! Tout cela est à vous, tout vous appartient, vous en êtes le maître!

Dies war das Einzige, was der junge König von seinem Volke wußte. Das Andere überließ er dem Herzoge von Bourbon und seiner Maitresse, die freien Spielraum hatten und nur in dem Bischofe von Fleury einen Widersacher fanden.

Dieser Priester, der später zum Cardinal erhoben, Frankreich eine Zeitlang beherrschte, suchte auf jede mögliche Weise Einfluß bei Ludwig zu erhalten. Die Marquise und der Herzog, welche sein Bestreben sehr bald

errietʜen, wendeten alles, was in ihren Kräften stand, daran, um ihn zu stürzen.

Fleury, wie es scheint, von ihren Intriguen und Cabalen ermüdet, faßte den Entschluß, sich freiwillig zurück zu ziehen. Er schrieb an den König einen Brief voll Ergebenheit, aber auch voll Betrübniß und Schmerz, in welchem er von ihm Abschied nahm und angab, daß er seine fernern Tage in stillster Zurückgezogenheit zubringen wolle.

Der junge König wurde gerührt von diesen Zeilen, vergoß die bittersten Thränen und ruhte nicht eher, als bis der Bischof wieder in seiner Nähe war.

Von da ab behielt er den unumschränktesten Einfluß über ihn, dem der Herzog und die Marquise weichen mußten. Beide wurden bald nach dem so eben geschilderten Ereignisse vom Hofe verbannt.

Die Art, wie sich Ludwig bei dieser Gelegenheit benahm, wird fast von allen Historikern getadelt und schlecht geheißen. In der That auch, es offenbart sich Verstecktheit und Falschheit in seinem Wesen darin, anstatt offen dem Herzog seine Verweisung anzuzeigen, überschüttete er ihn noch mit Aufmerksamkeit und gnädigen Worten, als der Letter de Cachet schon von ihm unterzeichnet war, welcher den ersten Minister stürzte.

Der König wollte auf die Jagd, wird erzählt, nach Rambouillet; der Herzog kam vorher noch zu ihm und wurde auf das Freundlichste von ihm behandelt. Kaum

aber ist er fort, so wird dem Verrathenen seine Verbannung angezeigt. Man verwies ihn nach Chantilly, die Marquise von Prie aber auf ihre Besitzung in der Normandie Courbe-épine.

Diese glaubte anfangs ihre Ungnade würde nur vorübergehend sein. Es steht eine Wolke vor meinem Glücke, sagte sie, aber sie wird verziehen. Aber das war ein Irrthum. Ihre Zeit war vorüber. Die Verzweiflung und der Aerger darüber machten sie krank. Sie fing an, über Nerven-Anfälle zu klagen, ein Uebel, von welchem man bisher niemals etwas gewußt und welches in der Revolution erst seine wahre Bedeutung finden sollte. „Les nerfs, voilà tout l'homme!“ sagte Calanis indem er damit gewissermaßen das Räthsel seiner ganzen Epoche lös'te und in frappanter Kürze zu Tage legte.

In der vorhergehenden Zeit hatte man von dieser Entdeckung nur eine leise, unklare Ahnung. Man spürte ein Mißbehagen, eine Aufregung, eine unerklärliche Gereiztheit. Was ist das? fragte man sich. Es sind die Nerven, gab man zur Antwort. Die Nerven? Wie versteht man das? hieß es. Ei nun, man wußte es nicht. Man überlegte, muthmaßte, hatte seine Gedanken darüber, Niemand aber kam auf den Einfall, daß diese Nerven die geheimnißvollen Vorboten einer großen, allgemeinen Staats- und Begriffs-Umwälzung sein sollten und daß man eines schönen Tages den kühnen Ausspruch

würde thun können: die Nerven machen den ganzen Menschen aus!

Zu den Zeiten der Marquise von Prie war man zu dieser Erkenntniß noch nicht gekommen und deswegen wußten die Aerzte ihr auch durchaus nicht zu helfen. Sie starb im neun und zwanzigsten Jahre, fünf Monate nach ihrer Verbannung. Duclos schildert sie als eine vollendete Schönheit, als die verführerischste Person der Welt. Sie hatte, sagte er, eben so viel Anmuth des Geistes, als des äußeren Wesens und barg unter dem dünnen Schleier einer frivolen Naivetät die gefährlichste Falschheit der Seele. Sie hatte nicht die geringste Idee von Tugend. Diese war in ihren Blicken nur ein leeres Wort, in dem sie weder Sinn noch Verstand zu finden vermochte. Sie belächelte es nicht; sie zuckte nicht die Achseln darüber; sie sagte kurz weg: das Wort ist eine leere Erfindung, eine müssige Illusion. Die Tugend ist unmöglich.

Diese unmögliche Tugend ist die Spitze zu welcher unter Ludwig dem Funfzehnten jene moralische Verderbtheit getrieben wurde, die unter Ludwig dem Vierzehnten mit dem Lächerlichwerden der guten Sitten begann. Man mokirte, scherzte nicht mehr darüber wie damals, man sprach ganz ruhig, so etwas existirt gar nicht auf Erden. Die Keuschheit ist eine Mythe, die Uneigennützigkeit ein Phantom, sie sind problematisch wie der Zeus der Römer, wie die Diana der Griechen. Wer glaubt daran? Wer

spricht im Ernste von Helios und seinen Sonnenpferden? Niemand! Nicht einmal ein Poet? Nur Duclos thut es.

Dieser Histdriker spricht von guten Eigenschaften, die der Cardinal von Fleury gehabt haben soll. Er war sparsam, schreibt er, er war uneigennützig. Er lebte in einem einfachen Hause, er führte eine bescheidene Tafel. „Il gouvernait un royaume comme une famille.“

Andere Geschichtsschreiber aber behaupten: er sei nichts als schmutzig geizig gewesen. „Les crimes des reines de France“ klagen ihn auch grade zu an Ludwig angereizt zu haben, seinen sinnlichen Ausschweifungen nachzuhängen. Anfangs, sagen diese, widerstand der junge König der Verführung. Er liebte die Königin wirklich, endlich aber unterlag er den Versuchungen.

Seine erste erklärte Maitresse war die Mademoiselle von Mailly, die zweite deren Schwester, die Madame von Vintimilli, welche im Wochenbette starb. Als die dritte wird eine Frau von Chateauroux genannt, der eine große Masse anderer Damen folgte, unter denen aber allein die Marquise von Pompadour und die Comtesse von Dubarri einer speziellen Erwähnung verdienen.

Die Erstere, von der wir hier sprechen wollen, entsprang aus niederer Herkunft, erhielt aber eine gute Erziehung. Nach damaliger Ansicht bestand dieselbe in Tanz, Musik und Deklamation. Diese Dinge erlernte die junge Poisson mit vieler Leichtigkeit und übte sie

mit einem großen Geschicke aus. Man verheirathete sie sehr jung an einen Mann, den sie nach ihrem eigenen Geständnisse durchaus nicht liebte. Er scheint gut aber unbedeutend gewesen zu sein. Wenigstens geht das aus der Art hervor, mit welcher sie in den Memoiren über ihn schreibt. Sie sagt: nach dem Unglück ihm angetraut worden zu sein, kam das größere von ihm geliebt zu werden. „Je n'en connais point de plus grand sur la terre“ drückt sie sich wörtlich darüber aus „une femme, qui n'est point aimée d'un homme qu'elle a épousée sans amour, jouit au moins de son indifférence.“

Diese wurde ihr, wie schon berichtet, nicht zu Theil. Ihr Mann verfolgte sie mit Zärtlichkeiten, die ihr lästig fielen, weil sie sie nicht erwiedern konnte. Sie dachte an ganz andere Dinge, als Herrn Le Normand zu lieben, zu küssen und guter Laune zu erhalten. Der König lag ihr im Sinne, von dessen Liebschaften sie oft mußte erzählen hören. Vielleicht von ihrem Manne selber. Monsieur Le Normand kam vielleicht zu Hause, küßte seine Antoinette und sagte, indem er sich gemächlich in seinen Armstuhl warf: Fi donc! Was man sich wieder für Geschichten erzählt! Denke Dir, Frauchen, man munkelt schon wieder von einer neuen Favoritin des Königs. Es soll ein ganz gewöhnliches Bürgermädchen sein, eine Klempnerstochter aus der rue des marais. Der Monarch sah sie beim Spazierenfahren. Sein Wagen bog gerade

um die Ecke der rue du jardinet, als sie aus dem Hause einer ihrer Freundinnen trat. Sie hatte ihre Sonntagskleider an und lachte als sie die Stufen vor dem Hause herunter stieg. Der Regent erblickte bei dieser Gelegenheit ihren Fuß. Welch ein Bein! Herzog von Richelieu, sagte er zu Diesem, der bei ihm in der Karosse saß. Dem muß ich das Strumpfband lösen! Denke Dir, Antoinettchen, so rief er, ließ halten und machte seine Bewerbung. Man schlägt sie aus, glaubst du vielleicht, mein gutes Kind; o nein, so albern ist man heut zu Tage nicht. Man nimmt sie an. Die Klempnerstochter wohnt schon in Versailles. Sie hat schöne Gemächer, goldbetreßte Bediente, Pferde und Wagen. Ihr Geliebter besucht sie oft. Sie ist voller Lust und Uebermuth, aber wie lange wird's dauern? Ludwig der Funfzehnte wechselt. Der ist nicht wie ich, mein Engel; ich bleibe Dir treu, ich liebe Dich ewig!

Was liegt mir daran, sprach die junge Frau darauf ohne Zweifel in sich selber hinein. Das ist nichts Großes, das füllt mich nicht aus. Ach, wer doch auch das Glück hätte vom Könige gesehen zu werden! Vielleicht, daß man ihm gefiele, daß man ihn fesselte!

Diese Vorstellung wurde sie keinen Augenblick los. Sie lebte und webte darin. Manchmal träumte sie in der Nacht: sie ginge durch die Gärten zu Vincennes. Ihre Roben waren von Seide, ihre Ueberwürfe von Sammet. Goldene Spangen hielten ihre Arme. Als

sie in ein Bosket einbog, stand der König da und sagte, indem er ihre Hände küßte, es ist gut, daß Sie kommen, ich habe mit Ihnen über Politik zu sprechen.

Ueber Politik! seufzte dann Madame Le Normand, wenn sie aufwachte, ach, was ist das? Ich kenne es nicht.

Wenn sie aber Monsieur Le Normand, ihren Gatten fragte, so zuckte er mit den Achseln und sagte: gieb mir einen Kuß, mein Schatz, ich muß in's Geschäft.

Geh nur, rief sie ihm dann nach, geh nur, ich werde schon dahinter kommen. Vor allem muß ich den König sehen. Ich kenne ihn noch gar nicht. Ich muß ihn mir doch einmal betrachten. Ich wäre ja keine gute Patriotin, wenn ich das nicht thäte. Also nicht lange gezaudert. Er reitet heute auf die Jagd, erzählte mir gestern der Nachbar. Gut, ich will ihn auf das Pferd steigen sehen.

Gesagt, gethan, Madame Le Normand begab sich in den königlichen Schloßhof, wo sie sich unter die gaffende Menge stellte. Ach, wie ihr das Herz dabei schlug? Sie meinte: es müßte ihr springen. Indeß, es hielt sich, es jagte ihr nur alles Blut in's Gesicht, als sie den Regenten von Frankreich nun wirklich erblickte. Welche Schönheit! Welche Pracht! flüsterte sie leise. Ach, wer nur etwas von Politik verstände!

Mit diesen Gedanken fand sie sich nun öfters bei'm Abreiten des Königs ein. Endlich bemerkte er sie. Ihre schöne, schlanke Gestalt, ihr feuriges Auge, der geistreiche Zug um den Mund fielen ihm auf. Ein schönes Weib!

rief er, als er sich im Steigbügel zurecht setzte. Ich muß wissen, wer sie ist, Herzog von Richelieu, wendete er sich zu Diesem, Ihr werdet mir Auskunft geben.

Zu Befehl, Sire, entgegnete Dieser, indem er den Zügel seines Thieres wieder in die Hände seines Dieners zurück gleiten ließ und sich in das Publikum verlor.

Ein Paar Tage darauf hatte Madame Le Normand ihre erste geheime Zusammenkunft mit Ludwig. Es folgten mehrere und endlich erhielt sie ihre Zimmer zu Versailles.

Es machte sich alles dies wie über Nacht. Monsieur Le Normand war ganz erstaunt, eines schönen Abends das Bett seiner Frau leer und sich allein zu finden. Zum Glücke ließ man ihm nicht viel Zeit sich darüber zu ärgern und Lärm zu machen. Man gab ihm Geld und eine einträgliche Stelle. Das tröstete ihn.

„Ich weiß mich zu fassen,“ sagte er. „Sie paßte nicht recht für mich. Sie hatte allerhand große Ideen, aber keine vielen kleinen Bälge, wie ich sie mir so oft gewünscht und wie sie zum ehelichen Glücke durchaus nöthig sind. Sie scheint nicht geboren dafür zu sein. Lassen wir sie.

Er ließ sie denn auch. Er vergaß sie. Die Marquise von Pompadour, welchen Namen ihr der König gab, wurde für ihn eine fremde Person. Manchmal kam es ihm vor, als hätte er sie nie gekannt, als wüßte er nur vom Hörensagen von ihr.

Die Welt sprach viel von ihr. Sie wurde die Maitresse des Königs, aber nur, um dadurch der weibliche

Premier-Minister des Reiches zu werden. Politik ging ihr über Alles, die Politik, von der sie als von jenem großen Geheimnisse geträumt hatte, dessen Lösung ihr die ewige Herrschaft über Ludwig einräumen würde. Sie zögerte denn auch keinen Augenblick sich darin zu unterrichten.

Monsieur, sagte sie bald nach ihrem Erscheinen bei'm Hofe zum Marschall von Belleisle, ich bitte Sie mir zu erklären, was es mit Ihrer Politik für eine Bewandtniß hat. Ich verstehe nichts davon. Ich weiß nur, die Damen in England finden alle Morgen auf ihrer Toilette ein Stück Papier, das sie von den Angelegenheiten Europa's unterrichtet, aber „pour nous autres Françaises, nous n'y trouvons que du blanc et du rouge!"

„Je crains bien Madame, erwiederte der Marschall lächelnd, de vous apprendre une science qui deviendra funeste à bien des gens!" Indeß stand er doch nicht an, ihr die nöthigen Unterweisungen zu geben, die sie schnell begriff. Ihr Geist war frisch, ihre Fassungskraft rasch. Sie sah sehr bald, auf was es bei der Sache hauptsächlich ankam.

Dadurch wurde sie denn auch jene großartige Frau, welche vielleicht das bedeutendste administrative Talent gewesen, welches das weibliche Geschlecht aufzuweisen vermag. Ihre Memoiren und Briefe legen dies auf das Deutlichste dar und nicht mit Unrecht spricht sie darin die kühne Behauptung aus, daß vielleicht ohne ihren Aufent-

halt in Versailles die Ereignisse ihrer Tage für die Nachwelt ein ewiges Räthsel geblieben wären. Die Begebenheiten und Thatsachen sind in vielen Dingen so unzuverlässig und einander widersprechend dargestellt worden, ruft sie aus, daß es wohl von Nutzen sein dürfte, für die wahre Auffassung derselben den Schlüssel zu geben.

Diesen Schlüssel bieten ihre hinterlassenen Schriften in der That denn auch dar. Man muß darin nicht eine Aufzählung der Galanterien erwarten, welche Ludwig der Funfzehnte ihr und anderen Frauen erwies. Nein. „J'écris plûtot le siècle de Louis XV. que l' histoire de ma vie partuculière. La favorite d'un roi n'est que pour le règne où ce prince vit: mais la vérité est de tous les siècles.“

Diese Wahrheit spricht sie nun zwar nicht immer offen und unumwunden aus, aber sie läßt sie doch stets in einer gewissen Perspektive. Sie sieht wie ein hoher Berg in die Thäler ihrer niedergeschriebenen Bekenntnisse, Beobachtungen und Reflexionen hinein, aus denen dem Leser gleich zuerst die Bemerkung entgegen springt, daß die Liebe für den König ihr immer nur etwas Untergeordnetes und Nebensächliches war. Sie gönnte ihm jede Untreue wenn dieselbe nur ihren Einfluß auf ihn nicht erschütterte. „Le roi,“ sagt sie, ait beaucoup d'amours passagères pendant mon séjours à Versailles. Il vit plusieurs femmes; mais celles-ci n'eurent aucune part aux

affaires publiques. Leur règne commencait et finissait presque toujours dans le lit du prince.“

Es ist deswegen ein gewisser, imponirender Stolz in ihr, mit dem sie auf diese Ausschweifungen und sinnlichen Thorheiten herunter sah. Ihr galten sie nur als Mittel zum Zweck und deswegen litt sie es auch oder begünstigte es vielmehr, daß der König sich denselben mit andern Frauen hingab. Der berüchtigte „parc aux cerfs, cette espèce de sérail, dans lequel elle enfermait ce voluptueux Sardanapale au milieu des filles dont elle avait soin de le remplir,“ er war eine Nothwendigkeit, um den König zu unterhalten und um ihr die Zeit für die Regierung zu lassen. Diese führte sie ganz. Sie hielt Conseils ab, las die Berichte, besetzte die Stellen. Sie ernannte Minister und Generäle. Viele von den Maitressen vor ihr hatten das auch gethan, aber nur aus Laune, Uebermuth, Parteilichkeit oder Ueberhebung. Die Pompadour aber that es aus Interesse für die Politik, aus Antheil für den Staat.

Unglücklich genug dann, wird man vielleicht sagen, sie hat Frankreich nur geschadet. Sie zerrüttete die Finanzen, verwirrte die Diplomatie, sie protegirte schwache und schlechte Kreaturen.

Indeß, Diejenigen, welche diese Anklage gegen sie schleudern, mögen die Sachen ein wenig näher betrachten. Wie anders werden sich ihnen dann die Dinge entgegen stellen! Sie werden finden, daß sie eben nicht mehr Geld

verschleuderte, als es eben Sitte geworden am französischen Hofe zu verschleudern. Bekannt von ihr ist, daß sie sich nicht übermäßig bereicherte und bei ihrem Tode wenig Vermögen hinterließ. Was aber den Vorwurf betrifft, daß sie die wichtigsten Posten an unbedeutende Menschen vergeben, so vertheidigt sie sich dagegen selbst mit der Frage: „Mais où en prendre d'autres en France!" indem sie satyrisch hinzufügt: „On disait que l'esprit humain s'est rétréci chez nous," womit man keineswegs ganz Unrecht haben mußte, denn Frankreich war in allen Theilen erschöpft, erschlafft und müde. Am meisten aber der Adel, der, wie die Pompadour ganz richtig bemerkt, sein Leben entweder mit der Jagd auf seinen Besitzungen oder in Paris mit den Mädchen der großen Oper verbrachte. Woher also sollte ein frischer, scharfer Geist, ein hoher Muth, eine lebendige Thatkraft kommen? „Il semble que le siècle d'habiles ministres en France soit passé schreibt sie." „J'ai eu beau chercher, dans le royaume des Colberts, des Louvois: je n'ai trouvé que des Chamillards et des Dubois."

Wenn sie aber wirklich einmal ein tüchtiges Talent auffand, wie sehr sie dieses zu schätzen wußte, beweist die Aufmerksamkeit und Achtung, mit welcher sie unter andern z. B. den Marschall Moritz von Sachsen behandelte. Sie nennt ihn „le hèros de la France," „l'enge tutélaire de la monarchie!" Aber sie kannte auch seine Fehler, seine schwachen Seiten, für die sie keineswegs

blind war und welche sie durchaus nicht übersah, wie das wohl sonst bei Frauen geschieht, die Enthusiasmus und Verehrung für einen Helden fühlen. Die Conferenzen, welche er sehr häufig mit Ludwig dem Fünfzehnten hatte, sagt sie, gaben mir Gelegenheit seinen Charakter zu studiren. Derselbe schien von einer eigenthümlichen Beschaffenheit zu sein: im Privatleben durchaus gewöhnlich, aber immer groß an einem Tage, wo es zu handeln galt. An einem solchen zeigte sich in ihm etwas Edles und Erhabenes, das ihn Alles auf den ersten Blick übersehen ließ. Es war sein militairisches Genie, das seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde begründete, aber fährt sie fort: „après la baitaille cette belle âme rentrait dans le néant de sa petitesse: il ne restait de grand en lui que le bruit de ses actions.“

Diese Nichtigkeit seiner kleinen Seele bewies sich am meisten, wie sie fort fährt ihn zu beurtheilen, in seinem Verhältnisse zu den Frauen. Er kannte nicht, schreibt sie von ihm, jene zarte Liebe, welche edle Geister so hoch über die gemeinen erhebt, sondern er verlor sich in die bloße sinnliche Ausschweifung. „Toutes ses maitresses étaient des femmes de prostitution publique. Tandis qu'il troublait l'Europe par ses victoires, une Comédienne, nommée La Favart, agitait son coeur pour ses galanteries.“

Als der König seinen Tod erfuhr, rief er aus: „Je n'ai plus de Général, il ne me reste que quelques

capitaines.“ Der Bedeutendste darunter war Loewendahl, ein Freund und Gefährte des Marschalls von Sachsen, von Dem man die glänzendsten Hoffnungen hegte, obwohl nicht mit Unrecht damals von ihm gesagt worden ist „Il ne fera plus rien de bon à la guerre; car son conseil est mort.“

Leider blieb ihm nicht die Zeit diese Bemerkung zu widerlegen, denn er folgte seinem berühmten Kameraden sehr bald in das Jenseits nach. Die Marquise von Pompadour aber sagt von ihm, daß er ohne Zweifel bei längerem Leben noch mehr Verdienstliches geleistet haben würde und mag sich in dieser Voraussetzung eben so wenig getäuscht haben, als in dem Mißvergnügen, das sie darüber empfand den Herrn von Mirepoix als Bevollmächtigten nach London geschickt zu sehen.

Sie erzählt, daß der Marschall von Sachsen, als sie darüber ihre Mißbilligung ausgesprochen, ihr entgegnet habe: dieser Herr passe sich vortrefflich zu dem Posten, weil er ein schönes Bein habe und gut tanzen könne. Das wird einen guten Eindruck hervorbringen an diesem Hofe, sagte er, an dem so häufige Bälle gegeben werden.

Aber es könnten auch politische Verhandlungen stattfinden, dachte sie und dazu ist der Herr von Mirepoix nicht der Mann, was sich später denn auch wirklich bewies, denn als England Frankreich auf's Neue den Krieg erklärte, war er der Letzte der darüber die Gewißheit empfing, obwohl die Marquise von Pompadour

in dem Briefwechsel, den sie mit ihm unterhielt, ihn mehrfach sehr dringend auf die Möglichkeit und die vorauszusehenden unglücklichen Folgen desselben aufmerksam zu machen, nicht unterlassen hatte.

Man findet es sonderbar, schrieb sie ihm, daß Sie in Ihren Depeschen unaufhörlich die Versicherung geben, der König von England sei unser Freund und führe durchaus keine schlimmen Absichten im Schilde. Sie wissen besser als ich, daß das Geheimniß der Politik in der gelegenen Lüge besteht und daß Könige so gut wie wir Uebrigen zu heucheln wissen. Es wäre schimpflich, wenn in dieser Angelegenheit ein Franzose der Hintergangene Englands würde, und rathe Ihnen daher auf der Hut zu sein."

Er war es aber nicht und die plötzliche Kriegserklärung Englands überraschte Frankreich in nur geringen und schwachen Vorbereitungen. Der König verlor den Kopf, die Marquise von Pompadour aber warf sich mit ganzer Energie ihres Charakters in die Interessen des Landes hinein. Um von Ludwig dem Funfzehnten wenig dabei genirt zu sein, sah sie es gern, daß er um diese Zeit ein zärtliches Verhältniß mit einer Madame von Coislin hatte. Während er sich mit Dieser die Langeweile vertrieb, über die er ewig klagte und aus der ihn die Feste, Ballets und Comödien, welche die Marquise zu veranstalten und in denen sie selbst gewöhnlich die Darstellerin der Hauptrolle abzugeben pflegte, nicht mehr

herausreißen konnten, durchlas und prüfte sie die Erlasse der Minister, die Memoires der bevollmächten Gesandten an den fremden Höfen und die Schlachtpläne der Generäle, die sie ernannte.

Wie sie allein das leitende und handelnde Princip in den politischen Angelegenheiten war, das beweist zumeist auch der Brief, den die Kaiserin Maria Theresia an sie richtete, als es galt, Frankreich gegen Preußen auf ihre Seite zu bringen. Preußen glänzte damals unter Friedrich des Großen militairischem Genie und dem glücklichen Erfolge aller seiner Unternehmungen.

Dieser Salomon des Nordens, wie ihn Voltaire genannt haben soll, verursachte der Marquise Gram, besonders durch seinen Sieg bei Roßbach. Ueberhaupt war Frankreich in dieser Zeit nicht glücklich, weder den Engländern gegenüber auf dem Meere noch in dem Kriege in Deutschland. Schlacht auf Schlacht ging verloren und wenn auch Ludwig der Funfzehnte stumpfsinnig genug war, bei dem Verluste einer halben Armee auszurufen: „Dieu soit loué, je serais délivré cette fois-ci de l'importunité des recompènses“ so nahm sich seine Maitresse dies doch mehr zu Herzen.

„Enfin j'éspère que nous aurons la paix, schrieb sie damals. Elle nous est bien néçessaire après la guerre la plus funeste et la plus honteuse qui se soit faite depuis le vieux Pharamond. La gloire de la nation sous Louis XV. s'est dissipée comme

un songe et elle ne trouve à son reveil qu'une honte réelle. Quel temps! Le roi est chagrin et moi je pleure, tandis que le monde croit que nous sommes ici fort contens."

Von Denen aber, die sie selbst bevorzugt hatte, sagte sie mit Unwillen „Je me dépite contre moi-même, quand je considère quels gens j'ai recommandés pour soutenir l'honneur de la France; des gens qui n'étaient propres à rien et qui aspiraient à tout; qui savaient faire des révérences et des bassesses et couraient ensuite en Allemagne pour se battre comme des femmes et servir de risée à toute l'Europe!"

In einem andern Briefe aber ruft sie aus: „Que nous sommes humilies! Nous donnons à nos ennemis des perruquiers, des rubans et des modes, et ils nous donneront des lois!"

Während nun die Marquise in dieser Entrüstung über verlorene Schlachten lebte, konnte sie von Ludwig nur sagen „le roi est chagrin" d. h. er ennuyirte sich. Damals also mußte sie mitten in dem Schmerze, den sie empfand, doch auch zugleich wieder daran denken, ihren Geliebten zu amüsiren. Sie erfand zu diesem Ende die „pélites soupers," bei welchen nur die vertrautesten der Hofleute zugelassen wurden und eine leichte und anmuthige Heiterkeit herrschte.

Dies zerstreute Ludwig einigermaßen, daß aber die Marquise von Pompadour keinen Genuß davon hatte

beweisen viele Stellen aus ihrer Correspondenz, von denen wir einige hier mittheilen wollen.

Einmal schreibt sie: „Je m'apperçais de plus en plus que la condition des Rois et des Grands est bien triste et je m'imagine qu'un Palfrenier est un peu plus heureux que son maître. Qu'il faut payer cher la pompe, la gloire et les magnifiques bagatelles, que le peuple ignorant à la bêtise d'envier! Pour moi, je vous avouerai, que je n'ai pas eu six momens agréables, depuis que je suis ici: tout le monde tâche de me plaire, et presque tout le monde me déplait: les plus brillants conversations me donnent la migraine; je bâille au milieu des fêtes et j'éprouve sans cesse, qu'il n'y a point de bonheur dans la vanité. Cependant il faut avaler le calice, tout dégoutant qu'il soit, puisque je l'ai voulu."

Ein anderes Mal heißt es: „La pompe, la grandeur, les plaisirs de cette terre enchantée ne m'enchantent plus: le charme est fini et je ne retrouve plus rien dans mon coeur qu'un vide immense que rien ne peut remplir."

In einem andern Briefe erklärt sie: „La compagnie ne me plaisait pas: c'étaient des gens fort civils, très fades et dont les flatteries faisaient mal au coeur. Ils riaient de tous les bons mots que je

n'avais pas dits et voulaient me persuader en dépit de moi-même que j'avait envie de briller avec eux. — — Quel tourment, que ces petits soupers, qu'on trouve si agréable et si delicieux! Je suis presque convaincue, qu'il n'y a personne qui n'ait envie de bâiller, lorsque tout le monde se récrie, qu'il a bien du plaisir. Pour moi, je n'y en ai point: mais en recompense, je ne manque jamais d'y attrapper beaucoup d'ennuie et une bonne migraine. Voilà la vie agréable que je mene, et que je souhaite à tous mes ennemis."

Wir geben diese Auszüge hier um den Beweis zu liefern, daß vielleicht Niemand in Frankreich war, der die Niederlagen dieses Landes in dem Maße schmerzlich empfand wie sie. Sie hat für den Ruhm und den Glanz, vielleicht sogar für das Glück dieses Reiches geschwärmt und mußte endlich mit Thränen allen ihren stolzen Träumen entsagen! Sie hatte umsonst gehofft, gearbeitet und der Laune des Königs gefröhnt, den sie sicherlich auf die Länge nicht zu lieben vermochte. Der Kummer darüber machte sie alt, sie sagte von sich selbst: „La misère publique, dont on m'accuse, la haine de mes ennemis, l'ennui de la Cour, une mauvaise santé qui empire tous les jours, les rides que je commence a apperçevoir sur mon visage et que d'autres ont apperçues avant moi, tout en un mot sert à rendre ma situation aussi triste que d'autres la croient agréable."

In diesem Zustande verbrachte sie die letzte Zeit ihres Lebens. Die Langeweile, der Gram über gescheiterte Entwürfe und der Ekel an Ludwig machte sie sterben. Am 15. April 1764 im vier und vierzigsten Jahre verschied sie, nachdem sie mehr als zwanzig Jahre Frankreich regiert hatte.

Mademoiselle Lange,

La Comtesse Dubarri.

Man erzählt, daß Louis XV., als die Leiche der Marquise von Pompadour aus dem Schlosse von Versailles, wo sie gestorben war, hinausgebracht wurde, gesagt habe: „La marquise aura aujourd'hui un mauvais temps pour son voyage.“ Jedenfalls ist authentisch, daß er über ihren Tod keinen Schmerz empfand. Dessen war er gar nicht mehr fähig. Sein Herz war ausgetrocknet; er kannte keine Reue, keine Sorge, wie sie Ludwig XIV. in seinen letzten Tagen gehabt hatte. Zwar fühlte auch er eine leise Ahnung der kommenden Revolution in sich aufdämmern, als er von den Encyclopädisten einmal äußerte: „Les hommes-là perdront la monarchie!“ Aber das wird nach mir sein, dachte er bei sich, was kümmert mich das!

Auch als der Dauphin starb und er den jungen Prinzen, welcher später als Ludwig XVI. eine so unglückliche Bedeutung gewann, als solchen anerkennen mußte, bekundete sich diese leise Ahnung nicht weiter, als in dem

Seufzer, mit dem er sagte: „Pauvre France! Un roi âgé de cinquante-cinq ans et un dauphin âgé de onze!“

Dieser Todesfall sollte aber nicht der einzige in seinem Hause bleiben. Die Dauphine starb bald darauf und vierzehn Tage nach dieser auch die Königin Maria Leczinska. Sie hatte einmal in ihrer ersten schönen Zeit gesagt, daß Frankreich „le plus beau des royaumes après celui du ciel“ sei, aber wie wenig Glück und Freude mag sie darin gefunden haben? Wie wenig mag von ihren Träumen und Illusionen, mit denen sie den Thron bestieg, in Erfüllung gegangen sein? Ach, als sie den Antrag des Königs erhalten, hatte ihr Vater geweint und mit einem Blicke gen Himmel gesagt: „Laßt uns auf die Knie fallen und dem Allmächtigen danken!“ Danken! Wofür? Für die Nächte ohne Schlaf, für ein Leben voll Kummer, für einen Pomp mit Thränen! Hätte sie und ihr Vater Stanislas dies voraussehen können, ohne Zweifel, sie würden jene rührenden Gebete unterlassen und die Hand des Königs zurückgewiesen haben. Ein armer Capitain der Armee mit einem kleinen Namen hätte sie gewiß unendlich mehr zu beglücken vermocht. Vielleicht, daß er sie geliebt, geküßt, auf den Schooß genommen, vielleicht, daß er gesagt: „Maria, Du bist mir Alles! Du bist mein Glück, mein Leben, meine Seligkeit!“ Vielleicht, daß sie dann darüber gelächelt und gesprochen: „Was war ich für ein thörigtes

Kind, von einem Könige von Frankreich zu träumen? Von dem Glanze Versailles, von der Pracht des großen Paris? Das Alles wiegt ein liebendes Herz nicht auf!"

„Das Alles wiegt ein liebendes Herz nicht auf!" so hat sie oft geseufzt, als sie neben Ludwig XV. saß und ihn in Ausschweifungen untergehen sah. Unter Schmuck und Hermelin eine weinende Seele verbergen, das war das Geschäft ihres ganzen Lebens; kann man es ihr deßwegen verargen, wenn sie sich sehnte, es abzustreifen? Wenn sie sich freute auf ihre letzte Stunde? Gewiß nicht. Man möchte wünschen: wäre sie früher gestorben! Was hielt sie auch zurück? Ihr Vater, ihr Sohn, ihre Schwiegertochter, ihr Enkel, Alle waren sie todt. Frankreich lag darnieder und Ludwig XV. liebte sie nicht. Was sollte sie in der Welt? Immer nur seufzen, immer nur weinen, immer nur beten? Ach, sie war müde geworden, sie verlangte nach Ruhe. Endlich wurde sie ihr. Sie hauchte ihren letzten Athem am 25. Juni 1768 aus.

Ludwig XV. machte Anstalt, sie zu betrauern. Er ging in ihr Zimmer, er umarmte die Leiche, er sagte: „ich muß sie beweinen." Lacretelle in seiner „Histoire de France pendant le dix-huitième siècle" behauptet sogar: er hätte geweint. „Pendant plusieurs jours," sagt er, „il pleura la reine environné de ses filles, et parut s'aborder dans ses pensées funèbres."

Indeß: „Le reveil fut honteux," setzt derselbe Schriftsteller sogleich hinzu, denn Ludwig stürzte sich gleich

darauf tiefer als je in den Strudel seiner sinnlichen Leidenschaften. Der Hirschpark öffnete sich häufiger als sonst, seine Meierei wurde bevölkerter denn je. Die verführten Nymphen lagen nackt auf allen Moosen, allen Grasplätzen, allen Bergèren und ländlichen Ruhestätten. Die liederlichen Götterstatuen der Rococozeit schienen von ihren Piedestalen herabgestiegen und lebendig geworden zu sein, um Ludwig zu trösten. Die Juno setzte sich auf seinen Schooß und sagte: gräme Dich nicht. Die Venus zog ihn auf ihr Lager und machte mit ihren raffinirten Liebkosungen ihn die ganze Erde vergessen. „Was Tod, was Staat, was Revolution!“ rief er dann wohl aus. „Wir denken nicht daran. Nach uns mag die Sündfluth kommen. Wir wühlen im Haar schöner Kinder, wir legen das Haupt in den Schooß der Maitressen!“

Die Letzte von Bedeutung derselben war die Näherin, die kleine Mamsell Lange, die spätere Comtesse Dubarri, das ächte Kind des Volkes. Bis zu diesem hinab war die Verderbniß gekommen und mit ihm mußte sie enden. Das Maaß wurde voll damit. So lange nur die Herzoginnen, die Baroninnen, die Edelfräulein dem Confubinate dienten, so lange konnte der Staat bestehen, weil er doch immer noch einen gesunden, unverletzten Theil in sich enthielt: das kleine Bürgerthum nämlich. Als aber auch dieses, um es im französischen Sinne zu bezeichnen, fletrirt wurde, da gab es keine andere Genugthuung mehr als die Revolution. Die Revolution ist die einzige

Satisfaction, die eine beschimpfte Nation sich verschaffen kann. Der hohe Adel, die Vicomtes, die Marschalle, die Herren des Hofes haben Degen, Pistolen, Duelle, mit denen sie ihre verletzte Ehre rächen und retten können. Aber das Volk, was hat das Volk in der Blouse? Nichts, als die Steine der Straßen, die Barrikaden, die Ziegel auf den Dächern. Diese muß es gebrauchen und in Anwendung bringen, wenn es nicht leiden will, sich entehrt und beschimpft zu sehen.

Eine Entehrung und Beschimpfung aber für das französische Volk war die Maitressenschaft der Mamsell Lange jedenfalls, denn die kleine, frivole Näherin stellt in ihrer Person nichts anderes, als das Element des niedern Bürgerthums dar. Sie vertritt den sittlichen Gehalt der Epiciers, der Krämer, der armen Leute. So lange in den Töchtern dieser die Sucht, Maitresse zu sein, noch nicht rege und lebendig geworden war, so lange war auch die breiteste Fläche des Staates noch fest. Als aber auch diese der Schauplatz jener sinnlichen Ausschweifungen wurde, als auch auf ihm die Unmöglichkeit der Tugend Platz griff, da war der Vorabend der politischen und sozialen Umwälzung herangenaht, an dem die letzten bachantischen Feste und Orgien des siècle de Louis XIV. et XV. gefeiert werden sollten.

Als die Königin derselben erschien eben jene Mamsell Lange, jene berühmte Dubarri, die die Geliebte des Königs war, in dem Geiste jenes Lustspiels, das Beau-

marchais schrieb und „die Hochzeit des Figaro" nannte. Sie trank, sie schrie, sie sprach die gemeinsten Zoten. Sie stützte die Ellenbogen auf den Tisch, sie schlug die schönen Beine über einander, sie trat sich die Schleppen von den Kleidern. Kurz: sie erschien mit allen Lastern und Fehlern des Volkes, aber zugleich auch mit allen Reizen desselben. Ihr Gemüth war weich, ihr Auge lachend, ihr Leib von einer gesunden, compacten Frische. Am reizendsten aber kleidete sie ein naiver Humor, der die genialsten „Elans" produzirte, wenn er allerdings auch stets an die Straßen von Paris erinnerte, unter deren mysteriösen, lügübren Lampenscheine er sich gebildet hatte.

Die ersten Zeiten ihres Lebens hatte Mamsell Lange darunter ihr Wesen getrieben. Sie war Näherin in einem Putzmachergeschäfte gewesen, das den Tag in Anspruch nahm, und ihr nur den Abend und die Nacht zur Verfügung ließ. Sie machte sich kein Kopfzerbrechen darüber. Sie dachte weder an Vater, noch Mutter, weder an Ehre, noch Tugend — sie dachte gar nicht; sie that Blumen in's Haar und Schleifen an ihre Kleider. Man muß lustig sein! sagte sie und mit diesem Vorsatze durchzog sie die belebtesten Gegenden der Stadt. Hier blieb sie stehen und lachte, dort stieß sie mit den Ellenbogen und schimpfte.

Welch' ein reizendes Kind! hieß es. Welche Blicke! Welch' ein Hals! Welche Zähne und Hüften! Man muß es lieben, dies Wesen!

„Nun wohl, so thut es!“ entgegnete die kleine Grisette, indem sie sich dem Bewundernden in die Arme stürzte. Es war ihr gleich, ob er sie mit sich nahm oder ihr folgte; ob er ihr ein herrliches Mahl bereiten ließ, oder ihr kärgliches theilte; ob er ihr einen Louisd'or oder einige Sousstücke gab. Nur lustig mußte er sein. Er durfte kein tristes Gesicht, keine ernsthaften Fragen machen. Lieben und Lachen, das war ihr Leben. Dies verstand sie aber auch wie Keine. Niemand wußte bei dem Letzteren so reizend die Zähne zu zeigen, die Augen zu schließen, den Kopf zu schütteln; Niemand bei dem Ersteren so süß zu tändeln, zu schwätzen, die Blicke zu reizen.

Unter andern Liebhabern gewann sie mit diesen Künsten auch den Vicomte von Dubarri, einen Roué in der größesten Vollkommenheit. Er liebte den Wein, das Spiel, die Frauen. Am Morgen hatte er ein Duell, in welchem er seinen Gegner tödtete oder verwundete, am Mittag schlief er, am Abend besuchte er die Theater, in der Nacht spielte er Karten, trank er Wein, nahm er die Straßendirnen auf den Schooß.

„Wie heißen Sie? Was besitzen Sie und von was leben Sie?“ fragte man ihn einst. „Ich heiße Dubarri,“ gab er zur Antwort. „Mein Besitzthum besteht allein in diesem Namen und mein Lebensunterhalt in den Schulden, die ich darauf mache.“

Mit allem diesen war er aber doch ein feiner Cavalier, ein Mann von gutem Tone. Da zu dem vollständigen

Innehalten desselben damals jedoch auch ein unterhaltendes Mädchen gehörte, so konnte er dafür keine geeignetere Persönlichkeit finden, als die kleine Mamsell Lange. Sie war nicht böse, wenn er kein Geld hatte, sie weinte nicht, wenn er ihr keine Geschenke machte. „Nur lustig, Jean," sagte sie; „ich fühle keinen Hunger, wenn ich lachen kann."

Jean wußte diese gute Eigenschaft zu schätzen, aber er war nicht eigennützig genug, sie für sich allein zu verlangen. „Du mußt lachen vor allen Leuten, vor der ganzen Welt," sagte er eines Tages. „Komm, ich will ein Spielhaus anlegen und Du sollst darin den Vorsitz führen."

„Meinetwegen," rief die kleine Heiterkeit, „wenn es nur lustig ist."

„Du sollst Deine Freude haben," schloß der Vicomte.

Sie hatte sie denn auch in der That. Sie schmückte sich, sie setzte sich in eine elegante Chaiselongue und schwätzte. Die Herren standen um sie herum, sagten ihr tausend schöne Dinge und Zweideutigkeiten, die sie alle sehr amüsant und entzückend fand.

„Ich stehe auf dem Gipfel meines Glückes!" schrie sie, ausgelassen im Zimmer herumspringend. Aber der Vicomte Jean Dubarri schüttelte mit dem Kopfe dazu und meinte: sie sollte klug sein, es ständen ihr noch ganz andere Dinge bevor. Der Kammerdiener des Königs habe mit ihm gesprochen und ihm die Noth geklagt, die er habe, immer frische und schöne Geschöpfe für Diesen aufzufinden.

„Ich sah in dieser Vertraulichkeit die Vorbedeutung

eines großen Glückes für Dich, mein Schatz!" fuhr der Vicomte dann fort zu sprechen. „Ich rühmte ihm Deine Reize, Deinen Geist, Deine Heiterkeit an. Laß sehen, was daraus wird. Vor Allem aber mache zu morgen eine gute Toilette. Der Kammerdiener des Königs wird bei uns speisen.

Der Kammerdiener des Königs! Welch' eine gewichtige Person war er in dieser Angelegenheit! Was konnte er nicht bewerkstelligen, was nicht zu Stande bringen! Die arme Mamsell Lange vermochte die ganze Nacht nicht zu schlafen. Sie überlegte in einem fort: was sie anziehen, thun und sagen sollte. Bald war sie für die blaue Robe, bald für die weiße; manchmal dachte sie sogar an die rosa. Endlich entschied sie sich für die erste. „Aber nun," sprach sie zu sich selbst, „von was rede ich? Rede ich vom guten Wetter, von der Liebe oder vom Könige? Und dann: wie benehme ich mich? Wie halte ich die Arme? Was steht mir am Besten an?"

Um das zu erproben, sprang sie aus dem Bette, stellte sich vor den Spiegel und versuchte ihre besten Stellungen. Sie machte kleine Schritte, ernste Mienen, große Augen: Nichts war ihr Recht. Der Gang erschien nicht majestätisch, die Gesichtszüge nicht erhaben, die Blicke nicht vielsagend genug. Mitten im Aerger darüber, mußte sie plötzlich auflachen. Sie kam sich in den Nachtkleidern, in den bloßen Füßen und dem Schlummerhäubchen auf einmal ganz komisch vor.

„Zum Teufel mit dem, der sich nicht in mich verlieben will, wenn ich lache!" rief sie, indem sie wieder

unter die Bettdecke huschte. „Auf den Ernst verstehe ich mich nicht!"

„Das ist das Beste," dachte der Kammerdiener, als sie diesem am andern Tage lachend diese Bemerkung wiederholte. „Der König will erheitert sein."

Als er am nächsten Morgen den Monarchen vom Schlafe erweckte, ließ er einige Worte von Mamsell Lange fallen.

„Das ist ein seltsames Mädchen," sagte er, „bei der bekommt Alles ein frohes Ansehen. Man wird aufgemuntert, man mag wollen oder nicht. Alle Sorgen, alle üblen Stimmungen schwinden."

Anfangs hatte Ludwig auf die Empfehlung seines Kammerdieners nicht Acht gegeben. Endlich aber besann er sich, hob den Kopf ein wenig und sagte: „Nun, bringe sie nur, diese kleine, lachende Person. Wir wollen sehen, wie sie mir gefällt."

Sie gefiel ihm aber außerordentlich sehr, diese kleine, lachende Person, als sie der Kammerdiener ihm zuführte. Sie hatte wieder ganz ihre alte Laune, ihre geniale Sicherheit gewonnen. Sie trat muthiger vor den König, als sie vor den Unterhändler getreten. „Was wage ich denn viel dabei?" dachte sie. „Gefalle ich ihm, gut, so ist mein Glück gemacht. Gefalle ich ihm nicht, auch gut, so habe ich den König von Frankreich gesehen, das ist der Weg schon werth, selbst wenn ich nur hingehe, um wieder umzukehren."

Aber dazu kam sie nicht, denn der König wurde entzückt von ihr. So grade heraus, so derb, so voll

Humor hatte er noch gar Niemand mit sich reden hören. Die Sprache des Volkes schlug zuerst an sein Ohr, mit allen Fehlern und Verstößen gegen den Dictionair der wissenschaftlichen Akademie, aber auch zugleich mit allen Reizen einer originellen und genialen Anschauungsweise.

Welche wunderbaren Laute, welche barocke Worte vernahm er hier von den schönen Lippen dieses lachenden Mädchens. Sie erzählte ihm ihre Straßen-Bonmots, sie sang ihm ihre Boulevard-Couplets. Sie sagte ihm tausend dumme Dinge und Grobheiten, von denen viele in einem andern Munde als Verbrechen gegolten hätten. Aus dem ihren aber war das Alles bezaubernd anzuhören. Er konnte sie nicht genug um sich haben und sprach, wenn sie fort war, zu aller Welt von ihr. Er wiederholte ihre komischen Einfälle, ihre Witze, ihre genialen Zoten. Selbst vor seinen Töchtern bezähmte er seinen Enthusiasmus nicht.

„Es muß vorübergehen," meinten Diese. „Mademoiselle Lange wird in die Vergessenheit zurücksinken, aus der sie emporgestiegen. Man gönne ihr den Triumph eines Tages und dem König eine heitere Stunde."

Aber dem König war diese nicht genug und der Mademoiselle Lange reichte jener nicht aus. Man sah sich alle Tage, man kam stündlich zusammen. Endlich zog Ludwig seine neue Maitresse an den Hof.

Er konnte und durfte es, ohne die äußere Form zu verletzen. Jean Dubarri hatte Rath gewußt. Er bewog seinen Bruder, der in der Provinz lebte, die Mamsell Lange zu heirathen und so kam es denn, daß sie eines

schönen Tages als Gräfin Dubarri in Versailles erschien.

Fast der ganze Hof, mit Ausnahme des Marschall von Richelieu, war darüber entrüstet. Selbst Diejenigen, die sich zwanzig Jahre der Marquise von Pompadour unterworfen, verschmähten es, dieser neuen Sonne zu huldigen. Das Volk scandalisirte sogar darüber. Es sang allerhand Spottlieder, in welchen offen die Namen angegeben wurden von Denen, die dieselbe Gunst genossen, der Ludwig schließlich einen so hohen Werth verlieh.

Ueberall tauchten sie auf, diese Pasquille, an allen Ecken und Enden kamen sie zum Vorschein. Auch bis zu Ludwig drangen sie. Man fand sie in seinen Vorzimmern, mitten auf seinen Festen. Als den hauptsächlichsten Verbreiter derselben trifft man mehrfach den ersten Minister, den Herzog von Choiseul angegeben, der nach dem Tode der Marquise von Pompadour der alleingebietende Herr war und in der Gräfin Dubarri eine gefährliche Nebenbuhlerin fürchtete. Um sie so viel als möglich unschädlich zu machen, versuchte er Alles, was in seinen Kräften stand, um ihre feierliche Vorstellung bei Hofe zu verhindern, von der in der That sehr vieles abhängen konnte. Die Beschaffenheit des Staates, der Kirche und des europäischen Gleichgewichtes stand dabei auf dem Spiele. Wie leicht konnte ihr Einfluß Politik und Verwaltung ändern!

Diese Aenderung zu verhindern, standen dem Herzog viele Verbündete zur Seite. Erstens der Widerwillen aller Großen des Hofes, dann die Gunst des Volkes und

des Parlamentes, endlich die Freundschaft Oestreichs. Alle drei aber konnten dennoch die Vorstellung nicht unmöglich machen. Selbst die Töchter weinten und klagten vergebens. Madame Louise ging sogar umsonst in das Kloster deswegen. Sie bewegte auch aus den heiligen Mauern her den Vater nicht, von seinem Vorhaben abzustehen, welche Wirkung eigentlich die Priester von dem Rücktritte seines geliebtesten Kindes erwartet hatten.

Er stand nur noch einen Augenblick an, dann aber auf Zureden des Marschall von Richelieu ließ er die feierliche Präsentation vor sich gehen.

Von diesem Augenblicke an, heißt es in der „Histoire de France pendant le XVIIIe siècle“ regierte oder vielmehr ließ eine unwissende, aber gescheute, sehr geistreiche, in ihrem Benehmen mehr als man es erwarten konnte, zurückhaltende Frau, Frankreich regieren von Männern, die hartnäckig auf ihr Ziel, aber nachsichtig auf die Mittel sahen, die dazu dienen sollten, es zu erreichen.

Zu den Bedeutendsten darunter gehören der Kanzler Maupeau und der contrôleur général, Abbé Terrai, denen entschieden gegenüber der Herzog von Choiseul als erklärter Feind der Gräfin stand. Er haßte Diese vielleicht schon darum, weil sie seine Schwester, der Herzogin von Grammont, das Herz des Königs raubte, um das sie sich so lange bemüht und welches sie, wie Einige sagen, kurze Zeit, aber wie auch Andere behaupten, nie besessen hat. So viel aber ist gewiß, das Glück der Comtesse Dubarri war ihr ein Dorn im Auge und verdroß sie in

einem so hohen Grade, daß sie den Hof verließ und von da an die Provinzen mit ihrem Grolle und Aerger über ihre triumphirende Nebenbuhlerin erfüllte.

Den König verdroß dieses Benehmen auf das Höchste und nicht selten hatte der Herzog seine bittersten Vorwürfe darüber anzuhören, zu denen die Comtesse Dubarri natürlich so viel Kränkungen hinzu that, als sie auszutheilen im Stande war. Man berichtet, daß sie, wo es nur ging, gegen Diesen und seine Verbündete ankämpfte. Unter Anderm erzählt man, daß sie, zwei Orangen abwechselnd in die Höhe werfend, unaufhörlich rief: „Saute Choiseul, saute Praslin!“ Auch das Portrait des enthaupteten Königs Karl von England soll sie in ihr Zimmer haben hängen lassen, um damit Ludwig zu stacheln, sich der Willkühr seines ersten Ministers zu entziehen.

Indeß dazu konnte sich Dieser nicht entschließen. Er fühlte, daß er seinen Premier nöthig hatte. Auch war Dieser gerade zu dieser Zeit, durch das Bündniß, das er zwischen dem Dauphin und der Erzherzogin von Oesterreich zu stiften beflissen war, sicherer als je auf seiner Stelle. Der ganze Hof begünstigte diese Heirath und die Nation zollte ihr den lautesten Beifall. Die Politiker der damaligen Zeit meinten sogar, daß sie nöthig sei, um den Norden Europa's vor dem ausgreifenden Ehrgeize Rußlands zu retten.

Sie fand 1770 wirklich Statt, aber unter so unglücklichen Zeitumständen und Ereignissen, daß eigentlich die große Sympathie, auf welche Choiseul dabei gerechnet

hatte, fast ganz und gar darüber verloren ging. Er gewann durchaus nichts an Popularität, sondern mußte im Gegentheil sehen, wie eine schon seit dem Jahre 1768 herrschende Theuerung und allerhand trübe Vorbedeutungen dazu beitrugen, seine guten Voraussetzungen und Hoffnungen zu vernichten, ja sogar dazu dienten, seinen Gegnern Vortheile zu gewähren.

Der König nämlich verlangte durchaus, daß dieser Verbindung zu Ehren die glänzendsten Feste veranstaltet werden sollten. Umsonst hielt man ihm die Noth des Volkes und die Kargheit des Schatzes vor, er bestand darauf und meinte: man möge neue Steuern erheben. Abbé Terrai widersetzte sich diesem Vorhaben mit großer Festigkeit und sagte, als Ludwig ihn nach den Feierlichkeiten in Versailles fragte, wie er sie gefunden: „O, unbezahlbar, Sire!“ welches Bonmot ihm den Beifall aller Gedrückten und Mißliebigen zuzog, deren es nicht wenige gab. Ihre größeste Vermehrung geschah durch das Feuerwerk, welches am 30. Mai die gute Stadt Paris den Neuvermählten bei ihrem Einzuge auf dem Platze Ludwig XV. veranstaltete.

Es hatte sich dazu nämlich eine ungeheure Menschenmasse eingefunden, die in den Straßen und auf den Quais zwischen Wagen, Reitern und Militair-Colonnen eingezwängt stehen mußte.

Im Anfang ging Alles gut. Die Nacht war ziemlich finster und die Raketen und Feuerkugeln stiegen unter dem Jubelgeschrei der Zuschauer in die Höhe. Plötzlich aber verloren sie diese Richtung und fuhren mitten in die

gaffende Menge, die schreiend auseinanderstob, aber nirgends einen Ausgang fand. Alle Straßen, Brücken und Passagen waren versperrt. Pferde bäumten sich und wurden scheu; Wagen stürzten um; Frauen, Kinder und Greise trat man unter die Füße. Es fand eine furchtbare Verwirrung Statt, ein Kampf der Verzweiflung, ein Krieg der Angst, in dem viele Hunderte auf die elendeste Weise von der Welt ihr Leben verloren.

„Welch' ein schreckliche Nacht für die Hauptstadt!" heißt es in den Berichten darüber. „Ein Tag, an dem eine Bürgerschlacht geliefert worden, hätte nicht größeren Jammer und tiefere Trostlosigkeit in den Schooß der Familien tragen können. Fast jede derselben hatte einen Verlust zu betrauern, denn Viele von denen, die sich noch glücklich gerettet, empfingen durch die Quetschungen, die sie erlitten, den Keim eines frühzeitigen Todes in sich eingepflanzt."

Ludwig indeß versetzte dieses öffentliche Unglück in keine große Betrübniß. Er schüttelte mit dem Kopfe, als er es hörte. Das war Alles. Das Volk aber machte sich seine eigenen Gedanken darüber. Das bedeutet Unglück, hieß es. Wir werden schwere Zeiten haben.

Bei dieser Gelegenheit wurde auch wieder an die Geburt des Dauphins erinnert. Seine Mutter kam mit ihm nieder, als sich der ganze Hof in Choisy le Roy befand, also kein Mitglied des königlichen Hauses bei seinem Eintritte in die Welt zugegen war. Der Courier, der die Nachricht davon nach Paris bringen sollte, stürzte mit dem Pferde an der Barrière und starb. Der Abbé

von Saujon, der ihn taufen sollte, fiel auf den Stufen, die zur Schloßkapelle hinaufführten, vom Schlage getroffen, nieder, und von den drei Ammen, welche sorgsam von dem ersten Arzte seines Vaters ausgewählt worden waren, starben zwei im Laufe von acht Tagen. Die dritte aber bekam am Ende der sechsten Woche die Kinderblattern. Später wurde noch wunderbar gefunden, daß diese letzte Amme Guillot geheißen.

Vor der Hand aber reichte das vorhergehende hin: die Verbindung des Dauphins in einem trüben Lichte erscheinen zu lassen. „Er ist auch immer trist, unser zukünftiger König," sagten die guten Bürger. „Es drückt ihn etwas. Er hat keinen freien Blick, kein heiteres Lachen. Das Unglück steht ihm im Gesicht."

Was nun aber die Dauphine, die arme Marie Antoinette betrifft, so fand sie das Volk zwar sehr „complaisant," aber im Ganzen doch zu blond und von einer zu blassen Farbe. Sie machte nicht Eindruck genug. Sie imponirte zu wenig. Auch war ihr erstes Benehmen ziemlich unentschieden. Sie näherte sich anfangs, wie es schien, der Gräfin Dubarri, welche ihr Ludwig schon bei der feierlichen Einholung in Compiègne als seine beste Freundin vorgestellt hatte, weswegen er es denn auch bewerkstelligte, daß Diese an dem Bankette Theil nahm, welches auf dem Schlosse de la Muette für den König und das neuvermählte Paar gegeben wurde.

Dies Alles und das ewige Verlangen des Herzogs von Choiseul, einen Seekrieg zu eröffnen, gab die endliche Veranlassung zu seinem Sturze ab. Louis wollte

von keinen militairischen Unternehmungen hören, am allerwenigsten von solchen auf dem Meere. Umsonst stellte ihm der Minister die günstigen Folgen derselben vor, die durch dieselben erreicht werden könnten. Umsonst sprach er von Zwistigkeiten, die zwischen England und dessen wichtigsten Colonien ausgebrochen waren. Umsonst von der Geneigtheit Spaniens, die französischen Vorhaben zu unterstützen. Ludwig gab nicht Acht darauf. Er sprach immer nur von der Comtesse Dubarri und ihren komischen Einfällen.

„Denken Sie sich," erzählte er einmal unter Anderm, „heut' lagen wir noch zu Bett, die Comtesse und ich. Der Kammerdiener hatte den siedenden Caffee in der Maschine auf den Tisch gestellt und war wieder hinausgegangen. Plötzlich kochte unser ganzes Frühstück über und sprudelte auf die Erde. In der Meinung, daß meine gute Dubarri noch schlafe, kümmerte ich mich nicht viel darum, weil ich sie durch mein Aufstehn nicht stören wollte. Auch glaubte ich: Lebel würde gleich wiederkommen. Plötzlich aber rief die Marquise neben mir: Spring aus dem Bette, Frankreich, Dein ganzes Frühstück geht sonst zum Teufel!"

„Was war zu thun?" setzte er lachend hinzu. „Ich kroch unter den Decken hervor und rettete, in den Nachtkleidern im Zimmer stehend, was in der Maschine noch zu retten war. Es hat uns köstlich geschmeckt und die Marquise erklärte: es sei meine beste Eroberung, dieser gerettete Caffee!"

„Mag sein, Sire, mag sein," sagte dann Choiseul,

indem er bei sich selber dachte: ich sehe, ich bin verloren.

Er war es denn auch wirklich. Es dauerte nicht lange, so fiel er in Ungnade und wurde entlassen, wodurch die Gräfin Dubarri und die ihr ergebenen Minister natürlich ganz die Oberhand gewannen.

In Verbindung mit dem Vicomte Jean Dubarri wurden nun oft lange und wichtige Conferenzen gehalten, über welche die Gräfin nicht selten den König ein wenig vernachlässigte. Um ihn zu beschäftigen, that nun auch sie, was die Marquise von Pompadour gethan, sie führte nämlich selbst dem Geliebten ihre Nebenbuhlerinnen zu, welche „complaisance," wie Lacretelle sagt, „ne dégradait pas aux yeux de Louis, qui revenait à elle avec plus d'ivresse."

Uebrigens behauptet der genannte Autor, daß die Comtesse getrachtet habe, wie die Maintenon, die Gattin des Königs zu werden und setzt hinzu, daß es viele vertraute Rathgeber des Königs gegeben, die einen solchen Schritt durchaus für keine Unmöglichkeit hielten. Indeß ist es doch nicht dazu gekommen, vielleicht schon darum nicht, weil sich bei Ludwig XV. das Alter in einer noch bei weitem schrecklicheren Weise, als bei seinem Vorgänger nahte. In seinem letzten Jahre zeigte er einen Stumpfsinn, der entsetzen konnte. Man sah ihn oft stundenlang ohne Gedanken, fast ohne Besinnung in die blaue Luft hineinstarren. Keine Regung tauchte mehr in ihm auf, keine Empfindung. Er konnte weder weinen noch lachen. Seine Seele war ganz leer gelebt.

Ohne die geringste Trauer hörte er den Tod seiner besten Jugendgefährten berichten. „Wer war er?“ fragte er, als man ihm erzählte, der Marquis von Chauvelin sei an den Folgen der Orgie gestorben, die er gestern mit dem Monarchen durchgemacht habe. „Ich erinnere mich nicht,“ sagte er, „wie sah er aus?“ Auch die Thränen der Madame Louise rührten ihn nicht, eben so wenig die große Rede des Bischofs von Sénez, in welcher Dieser vor dem Könige predigend das Unglück des Volkes mit einer Kühnheit schilderte, die alle Zuhörer erschreckte, ihn selber aber gar nicht berührte. Er lobte sie weder, noch tadelte er sie. Es scheint, daß er sie gar nicht hörte. Er hatte die Kraft nicht mehr, einem Vortrage zu folgen, er besaß nur noch die Lust für die sinnliche Ausschweifung. Diese hat ihn bis zu seinem letzten Augenblicke nicht verlassen. Noch auf dem Todtenbette, berichten mehrere Historiker, konnte er die Gräfin Dubarri nicht sehen, ohne die zügellosesten Verlangen in sich erwachen zu fühlen.

Am 10. Mai 1774, in seinem vierundsechzigsten Jahre, erlag er den Kinderpocken, von denen er sich im Beischlaf mit einem jungen Mädchen, welches der Kindheit noch nicht völlig entwachsen war, hatte anstecken lassen. Seine Leiche erregte und verbreitete so furchtbare Dünste, daß man sie nicht schnell und eilig genug von Versailles nach Saint-Denis, wo sie beigesetzt wurde, bringen konnte. Man erzählt, daß das Volk, das vorzugsweise auch diesen Ludwig den Vielgeliebten geheißen hatte, hinter dem eilig hinfahrenden Leichenwagen die

schmähendsten Schimpfreden und Beleidigungen ausstieß. „On était heureux," schreibt Lacretelle, „de pouvoir oublier un roi que, depuis long-temps, on avait jugé frappé de deux maladies de l'ame les plus incurables, la faiblesse et l'égoïsme." Louis Blanc aber schließt das zweite Capitel seiner Revolutionsgeschichte mit einem Ausrufe, der uns bezeichnend scheint und den wir deswegen als einen guten Abschluß unserer Schilderungen glauben hierhersetzen zu dürfen. Er heißt:

„Es naht der Tag, an dem eine allgemeine Revolution zum Ausbruche kommen wird. Denn die Gesellschaft geht mit großen Ereignissen schwanger. Die mit den weißen Lilien umkränzte Monarchie, welche ihre Herrschaft durch Courtisanen übte und die, während sich von allen Seiten der Sturm erhob, ihr Haupt im Schooße entehrter Jungfrauen oder schamloser Weiber verbarg, diese Monarchie ist zu schwach und zu tief gesunken, um nicht geknechtet zu werden. Sie wird die Realität der ausübenden Macht verlieren."

Sie verlor sie in der That und mit ihr Ludwig der Sechzehnte, Marie-Antoinette und auch die Gräfin Dubarri den Kopf.

Die Letztere war von dem neuen Regenten, nach dem Ableben Ludwig des Fünfzehnten, in das Kloster zu Pont en Brie verbannt worden, das sie aber ein Jahr darauf mit dem Schlosse Luciennes vertauschte, das man ihr als Eigenthum ließ. Die Nachrichten über sie sind von da an kärglich und von wenigem Interesse. Gefangen genommen wurde sie, weil sie ein Neger, den sie

in der Zeit ihres Glückes aus Curiosität mit vielen Geschenken überschüttete, als Anhängerin des Königs angab und erklärte, sie hätte auf einer Reise nach England um seinen Tod getrauert. Unterrichtete Personen erzählen, daß sie Ludwig dem Sechzehnten und der Marie-Antoinette beim Ausbruch der Unruhen ihr ganzes Vermögen zu beliebigem Gebrauche angeboten habe. Dies mag vielleicht die tiefere Ursache ihrer Verhaftung sein, in welcher sie, wie uns die „Souvenirs de la Marquise de Crèqui" mittheilen, ihre Zeit darauf verwendet haben soll, sich auf die abgeschmackteste Weise zu putzen. Indeß diese Nachricht ist nicht ganz authentisch. Die gute, redselige Marquise schreibt dies nur dem Hörensagen nach und gewiß wurde keine Gelegenheit versäumt die exilirte Maitresse so lächerlich als möglich hinzustellen.

Sie starb unter furchtbarem Geschrei auf der Guillotine, die letzte berühmte Maitresse Frankreichs.

Ende des ersten Bandes.

Conrad Müller's Buchdruckerei.